



Strategien der Selbstbehauptung

Vergangenheitspolitische
Kommunikation an der
Universität Göttingen
(1945 – 1965)

**Herausgegeben von
Petra Terhoeven und Dirk Schumann**

W a l l s t e i n

Strategien der Selbstbehauptung

Veröffentlichungen des
Zeitgeschichtlichen Arbeitskreises Niedersachsen
Herausgegeben von Dirk Schumann
und Petra Terhoeven

Band 36

Strategien der Selbstbehauptung

Vergangenheitspolitische Kommunikation
an der Universität Göttingen
(1945 – 1965)

Herausgegeben von
Petra Terhoeven und Dirk Schumann



WALLSTEIN VERLAG

Inhalt

Vorwort	7
-------------------	---

PETRA TERHOEVEN

Strategien der Selbstbehauptung.

Vergangenheitspolitische Verwandlungen Göttinger Gelehrter

Zur Einführung	9
--------------------------	---

BERND WEISBROD

Akademische Schuld und biographische Illusion.

Zum universitären Neuanfang nach 1945	38
---	----

KERSTIN THIELER

Gemischtes Doppel.

Die Auseinandersetzung des Historikers Percy Ernst Schramm
und seiner Frau Ehrengard mit dem Nationalsozialismus zwischen

Schuld, Verdrängung und Verantwortung	55
---	----

EVA-LOTTE KALZ

»Die Historiker waren Soldaten«.

Walther Hubatschs Geschichte vom Kriegsende in Göttingen	100
--	-----

JAN RENKEN

Hermann Heimpel und das »Historische Colloquium«.

Selbstentnazifizierung und demokratischer Aufbruch einer

»historisch-politischen Arbeitsgemeinschaft« (1947-1965)	142
--	-----

KERSTIN THIELER

»An odd turn of fate«.

James Francks Verbindungen zu Göttingen

nach seiner Emigration (1933-1964)	235
--	-----

JAN RENKEN

Erinnerung als Lebensaufgabe.

Versöhnliche Wiederannäherung und politischer Widerspruch

der Remigranten Max und Hedwig Born in der Bundesrepublik	262
---	-----

DÉSIRÉE SCHAUZ

Vergangenheitspolitische Kommunikation im Privaten.

Aufzeichnungen und Korrespondenzen des Biochemikers Adolf Windaus

(1945-1949) 310

Herausgeber und Beiträger 355

Vorwort

Der vorliegende Band ist das Ergebnis eines von Petra Terhoeven und Dirk Schumann geleiteten Forschungsprojekts, das aus Mitteln des Programms PRO*Niedersachsen finanziert und 2014 begonnen wurde. Anhand der Fächer Geschichte und Physik sollte die vergangenheitspolitische Kommunikation untersucht werden, mit der die Georg-August-Universität Göttingen seit ihrer Wiedereröffnung im Jahre 1945 auf nationaler wie internationaler Ebene zu ihrer eigenen Rolle im »Dritten Reich« Stellung bezog.

Dr. Kerstin Thiel, die erste Projektbearbeiterin, hat bis zu ihrem Wechsel nach Köln 2016 umfangreiche Archivrecherchen in Göttingen, Hamburg und Berlin sowie in Chicago, Washington D. C., Cambridge, Kew/London und Oxford vorgenommen. Im Vordergrund standen dabei die Nachlässe von Percy Ernst Schramm, Max Born und James Franck. Thieler Nachfolger Jan Renken, M. A., hat sich vor allem mit dem von Hermann Heimpel initiierten Historischen Colloquium (HC) beschäftigt und dazu gedruckte und archivarische Quellen ausgewertet sowie mit ehemaligen Mitgliedern intensive Gespräche geführt. Eine Auswertung von Heimpels Nachlass war ungeachtet der Bemühungen durch die Projektleitung wegen dessen Sperrung bis zum Ende der Laufzeit des Projekts leider nicht möglich. Auch waren die einschlägigen Akten der Universitätsleitung im Universitätsarchiv noch nicht vollständig inventarisiert.

Aufgrund des Mitarbeiterwechsels, aber auch der unvorhersehbar schwierigen Quellenlage ließ sich die ursprüngliche Planung, als Ergebnis des Projekts eine Monographie zu erstellen, nicht mehr aufrechterhalten. Stattdessen erschien uns ein Sammelband sinnvoll, dessen Aufsätze sich auf einzelne wichtige Akteure aus den beiden untersuchten Fächern sowie auf das Historische Kolloquium fokussieren sollten. Mit Eva-Lotte Kalz und Désirée Schauz konnten zwei hervorragend qualifizierte Beiträgerinnen gewonnen werden, die sich in anderen Projekten mit vergleichbaren Themen und Personen beschäftigt hatten und somit ihre Aufsätze sinnvoll auf die Fragestellung des Vorhabens zuzuschneiden vermochten. Einen weiteren Beitrag konnten wir erfreulicherweise von Bernd Weisbrod erhalten, der mit seiner Lehrtätigkeit und seinen Publikationen in den letzten beiden Jahrzehnten wesentliche Impulse zur Erforschung der Universität Göttingen im und nach dem Nationalsozialismus gegeben hat. Wir freuen uns, dass die Ergebnisse nun der Öffentlichkeit vorgestellt werden können. Wir danken dem niedersächsischen Wissenschaftsministerium für die Förderung aus dem Programm PRO*Niedersachsen sowie der Stiftung Georg-August-Universität Göttingen für einen Druckkostenzuschuss. Ein besonderer Dank geht an Christoph

Ehlert und Kai Willing für ihre engagierte und zuverlässige Arbeit an der Fertigstellung des druckfähigen Manuskripts.

Göttingen, im Oktober 2020
Petra Terhoeven und Dirk Schumann

PETRA TERHOEVEN

Strategien der Selbstbehauptung.
Vergangenheitspolitische Verwandlungen
Göttinger Gelehrter

Zur Einführung

Die Tilgung der Erinnerung ist eher eine Leistung des allzu wachen Bewußtseins als dessen Schwäche gegenüber der Übermacht unbewußter Prozesse. Im Vergessen des kaum Vergangenen klingt die Wut mit, daß man, was alle wissen, sich selbst ausreden muß, ehe man es anderen ausreden kann.¹

Als Theodor W. Adorno 1959 seine wegweisende Forderung nach einer kritischen »Aufarbeitung der Vergangenheit« veröffentlichte, die diese Überlegungen zur Unterdrückung unliebsamer Tatbestände als aktivem, maßgeblich durch Kommunikation bestimmtem Prozess enthielt, nahm er für seine neue vergangenheitspolitische Ethik des Gedenkens auch einen Historiker in Anspruch: den Mediävisten Hermann Heimpel, seit 1949 Ordinarius an der Universität Göttingen und Direktor des 1956 dort maßgeblich auf seine Initiative hin gegründeten Max-Planck-Instituts für Geschichte.² Tatsächlich warnte Heimpel seit Mitte der 1950er Jahre in der Öffentlichkeit wiederholt vor der »Gefahr vergeßlicher Verdrängungen« und verwies auf die Notwendigkeit des Erinnerns an den Nationalsozialismus, um die Schuld nicht in die Gegenwart hinein zu verlängern. Nur auf diese Weise, hieß es in einer Rede zum Jahreswechsel 1955/56, könne man die »unbewältigte Vergangenheit bewältigen. Nur so werden wir endlich frei, frei auch wir, die wir bis zu ihrem Ende nicht mehr dispensiert sind von ihrer Vergangenheit und ihren

1 Theodor W. Adorno: Was bedeutet: Aufarbeitung der Vergangenheit (1959), in: ders.: Gesammelte Schriften, Bd. 10.2, Frankfurt a. M. 1977, S. 555-572; hier S. 558.

2 Adorno zitierte Heimpels mehrfach vorgetragene Kritik am »Schrumpfen des Bewußtseins historischer Kontinuität in Deutschland«, vgl. ebd., S. 556. Tatsächlich unterschied sich Heimpels »Bewältigungs«-Utopie kategorial von Adornos kritischem Aufarbeitungskonzept; vgl. Peter Dudek: »Vergangenheitsbewältigung«. Zur Problematik eines umstrittenen Begriffs, in: APuZ 1-2, 1992, S. 44-53. Der erst jüngst der Forschung wieder zugänglich gemachte Nachlass Heimpels in der Handschriftenabteilung der Göttinger Staats- und Universitätsbibliothek konnte im Rahmen des Forschungsprojekts, das diesem Band zugrunde liegt, nicht mehr eingesehen werden. Mehrere Vorstöße, eine Öffnung vor Ende der Projektlaufzeit zu erreichen, sind leider ohne Ergebnis geblieben.

Irrtümern.«³ 30 Jahre später postulierte Bundespräsident Richard von Weizsäcker mit einer zweckentfremdeten chassidischen Spruchweisheit denselben Gedanken: »Das Vergessenwollen verlängert das Exil, und das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung«. ⁴ Mit seiner berühmt gewordenen Rede vom 8. Mai 1985 erhob von Weizsäcker das maßgeblich durch Heimpel geprägte »schuld-kulturelle Paradigma der Verantwortung«⁵ endgültig zur bundesrepublikanischen Staatsräson.

Nicolas Berg, der Heimpels vergleichsweise frühe öffentliche Mahnungen mitsamt ihrer expliziten Erwähnungen von KZs und »Todeskammern«⁶ als »notwendige erste Etappe auf dem Weg zum Sprechen über den Völkermord« würdigt,⁷ schildert das Göttingen der 1950er Jahre unter Berufung auf Zeitzeugen als den »prädestinierten Ort« für die Entstehung solch wirkmächtiger, stark religiös grundierter Vorstellungen von einer Selbstbefreiung durch Erinnerung.⁸ Das lag nicht nur am großen Einfluss der nach der NS-Zeit verstärkt auf eine Rechristianisierung der Gesellschaft pochenden Theologischen Fakultät. Es war vor allem ein Ergebnis des ungebrochenen Anspruchs auf Weltdeutungskompetenz der lokalen Hochschuleliten insgesamt, deren NS-Belastung in der überschaubaren, maßgeblich von der Universität geprägten Stadt gleichzeitig ein offenes Geheimnis war.⁹ Der Assistent des Soziologen Helmuth Plessner, Christian von Krockow, der 1954 mit einer Arbeit über

3 Hermann Heimpel: Neujahr 1956, Ansprache, gehalten im Norddeutschen und Westdeutschen Rundfunk am 1.1.1956 in der Sendereihe »Gedanken zur Zeit«, in: ders.: Kapitulation vor der Geschichte? Gedanken zur Zeit, Göttingen 1956, S. 86–91; hier S. 87.

4 Vgl. Cornelia Siebeck: »Einzug ins verheißene Land«. Richard von Weizsäckers Rede zum 40. Jahrestag des Kriegsendes am 8. Mai 1985, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 12, 2015, S. 161–169. Zur Provenienz und ursprünglichen Bedeutung der auch in Yad Vashem prominent platzierten jüdischen Sentenz vgl. Karl Erich Grözinger, Gedenken, Erinnern und Fest als Wege zur Erlösung des Menschen und zur Transzendenz-erfahrung im Judentum, in: Alltag und Transzendenz. Studien zur religiösen Erfahrung in der gegenwärtigen Gesellschaft, hg. von Bernhard Casper und Walter Sparr, Freiburg i. Br. 1992, S. 19–49. Zu Weizsäckers erinnerungskulturellem Engagement insgesamt Andreas Wirsching: Primärerfahrung und kulturelles Gedächtnis. Richard von Weizsäcker und die Erinnerung an den Nationalsozialismus, in: Mehr als eine Erzählung: Zeitgeschichtliche Perspektiven auf die Bundesrepublik, hg. von Frank Bajohr, Anselm Doering-Manteuffel, Claudia Kemper und Detlef Siegfried, Göttingen 2016, S. 113–128.

5 Nicolas Berg: Der Holocaust und die westdeutschen Historiker. Erforschung und Erinnerung, Göttingen 2003, S. 251.

6 Vgl. Hermann Heimpel: Über den Tod fürs Vaterland. Rede zum Volkstrauertag am 13.11.1955 bei einer Gedenkfeier des Niedersächsischen Landtags in Hannover, in: ders.: Kapitulation (Anm. 3), S. 32–45; hier S. 32f.

7 Berg (Anm. 5), S. 269.

8 Ebd., S. 248.

9 Bernd Weisbrod: Das Moratorium der Mandarine. Zur Selbstentnazifizierung der Wissenschaften in der Nachkriegszeit, in: Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften. Bd. 2:

den Dezisionismus bei Ernst Jünger, Carl Schmitt und Martin Heidegger promoviert wurde, hatte das Gefühl, in Göttingen auf eine Art Mann'schen »Zauberberg« geraten zu sein, »als ein anderer Hans Castorp, der mit Staunen hört, was die Settembrinis, Naphtas und Peeperkorns ihm verkünden«.¹⁰ Remigranten wie sein Doktorvater Plessner, der aus dem niederländischen Exil in den früheren Studienort – seine »deutsche Wahlheimat« – zurückgekehrt war, waren in diesem Umfeld seltene, deutlich als solche wahrgenommene Ausnahmen.¹¹ Anregend sei die Atmosphäre in der Stadt damals gewesen, erinnert sich auch der Germanist Walter Hinck, aber zugleich »von einer Art ›Undurchdringlichkeit‹«, die »gewissen Themen und Fragen von vorneherein einen Riegel vorschob«.¹² Das akademische Göttingen der Nachkriegszeit stellt sich aus dieser Perspektive als geradezu paradigmatisches »Laboratorium der Selbstbehauptung« dar, in dem die lokale Wissenschaftselite sich selbst und anderen im Sinne Adornos ihre dunkle Vergangenheit auszureden bemüht war.¹³ Der vorliegende Band spürt den kommunikativen Dynamiken innerhalb dieses Laboratoriums nach, dessen »Undurchdringlichkeit« hier als produktive Herausforderung begriffen werden soll. Im Kern geht es um die intersubjektiven Strategien personaler Vergangenheitspolitik – also um die Suche nach gesellschaftlich beglaubigten Sagbarkeitsregeln, mit Hilfe derer die einzelnen beteiligten Akteure ihre Vergangenheit überschreiben und sich innerhalb veränderter Bedeutungshierarchien erfolgreich neupositionieren konnten.

Im Mittelpunkt der hier versammelten Beiträge stehen vorrangig Vertreter der auch in den Nachkriegsjahrzehnten vor Ort wohl immer noch prestigereichsten Disziplinen Geschichte und Physik, deren vergangenheitspolitische Interventionen auch überregional erhebliche Strahlkraft besaßen. Beide Fächer waren zwischen 1933 und 1945 als »Legitimationswissenschaft« bzw. Motor

Leitbegriffe – Deutungsmuster – Paradigmenkämpfe, hg. von Hartmut Lehmann und Otto Gerhard Oexle, Göttingen 2004, S. 259-279.

- 10 Christian Graf von Krockow: *Zu Gast in drei Welten. Erinnerungen*, München 2002, S. 157.
- 11 Carola Dietze: *Kein Gestus des Neubeginns. Helmuth Plessner als remigrierter Soziologe in der Wissenschaftskultur der Nachkriegszeit*, in: *Akademische Vergangenheitspolitik. Beiträge zur Wissenschaftskultur der Nachkriegszeit*, hg. von Bernd Weisbrod, Göttingen 2002, S. 75-96; hier S. 86. Rudolf von Thadden, später selbst Ordinarius für Geschichte in Göttingen, gab an, im Studium bewusst die Nähe Plessners als eines Professors gesucht zu haben, der »nicht angebräunt« war: Denn dass die »Göttinger Historiker entweder mitgemacht hatten im Dritten Reich oder Nazis waren«, sei deutlich spürbar gewesen, zit. nach: Carola Dietze: *Nachgeholtes Leben. Helmuth Plessner (1892-1985)*, Göttingen 2006, S. 378 f. Von Thadden studierte damals bei Wittram und Heimpel.
- 12 Walter Hinck: *Im Wechsel der Zeiten. Leben und Literatur*, Bonn 1998, S. 147.
- 13 Dirk van Laak: »Nach dem Sturm schlägt man auf die Barometer ein ...«. *Rechtsintellektuelle Reaktionen auf das Ende des ›Dritten Reiches‹*, in: *Werkstatt Geschichte* 17, 1997, S. 25-44; hier S. 36.

der Rüstungsforschung in tragender Funktion in das nationalsozialistische Projekt eingebunden gewesen und mussten nun unter gänzlich veränderten politischen Bedingungen ihre wissenschaftliche und gesellschaftliche Regenerationsfähigkeit unter Beweis stellen.¹⁴ Das ›Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums‹ vom 7. April 1933 hatte die jeweiligen Göttinger Einrichtungen in höchst unterschiedlichem Maße getroffen: Während zwei der international wohl renommiertesten Professoren der Universität, die Physiker Max Born und James Franck, mit zahlreichen weiteren Kollegen und Kolleginnen ihre Institute verlassen und emigrieren mussten, wurden die Historiker erst im Rahmen der Entnazifizierung nach 1945 mit Entlassungen konfrontiert. Allein der Mediävist Alfred Hessel, Bibliothekar in der Handschriftenabteilung der Universitätsbibliothek, hatte aufgrund seiner jüdischen Abstammung schon 1935 seine Lehrbefugnis verloren; Paul Darmstädter, der einzige Ordinarius jüdischer Herkunft des Seminars, hatte Göttingen schon vor 1933 den Rücken gekehrt.¹⁵

Diese unterschiedlichen Ausgangsvoraussetzungen beeinflussten auch die Spielregeln der akademischen vergangenheitspolitischen Kommunikation, die Gegenstand der hier versammelten Fallstudien sind. Als vergangenheitspolitische Kommunikation wird allgemein die Art und Weise bezeichnet, in der sich die Deutschen nach 1945 über das geistige, personelle und materielle Erbe der Diktatur verständigten, wobei es – unter demonstrativer Abgrenzung vom Nationalsozialismus – vor allem um die Integration der bisherigen Eliten ging. »Im Zusammenhang mit der personellen Vergangenheits- und Verwandlungspolitik« zeichneten sich, so Habbo Knoch, »gerade die lokalen Kommunikationsräume als zentrale Integrationsfelder ab«.¹⁶

14 Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft. 1918-1945, hg. von Peter Schöttler, Frankfurt a. M. 1997; Mark Walker: *Nazi Science. Myth, truth, and the German atomic bomb*, New York 1995; Gerhard Rammer: *Die Nazifizierung und Entnazifizierung der Physik an der Universität Göttingen*, Göttingen 2004.

15 Hessel starb 1939 in Göttingen, bevor er seine Emigrationsabsichten verwirklichen konnte. Vgl. Wolfgang Petke: *Alfred Hessel (1877-1939), Mediävist und Bibliothekar in Göttingen*, in: *Zwischen Wissenschaft und Politik. Studien zur deutschen Universitätsgeschichte. Festschrift für Eike Wolgast zum 65. Geburtstag*, hg. von Armin Kohnle, Stuttgart 2001, S. 387-414. Zu Darmstädter vgl. Robert P. Ericksen: *Kontinuitäten konservativer Geschichtsschreibung am Seminar für Mittlere und Neuere Geschichte: Von der Weimarer Zeit über die nationalsozialistische Ära bis in die Bundesrepublik*, in: *Die Universität Göttingen unter dem Nationalsozialismus*, 2. erw. Aufl. München 1998 (urspr. 1987), hg. von Heinrich Becker, Hans-Joachim Dahms und Cornelia Wegeler, S. 427-453; hier S. 430.

16 Zum Begriff ›Vergangenheitspolitik‹ und den entsprechenden Weichenstellungen auf nationaler Ebene siehe Norbert Frei: *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1996, bes. S. 13f.; Habbo Knoch: *Einleitung*, in: *Das Erbe der Provinz. Heimatkultur und Geschichtspolitik nach 1945*, hg. von dems., Göttingen 2001, S. 9-26; hier S. 13; vgl. auch: *Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der*

Wie entfalteten sich nun im Rahmen der universitären Neuformierung in Göttingen vergangenheitspolitische Semantiken zwischen den Vertretern der Besatzungsmacht, alteingesessenen Professoren, Neuberufenen, Entlassenen, Ostflüchtlingen, Rückkehrern und Emigranten im Ausland, auf deren Veröhnungsbereitschaft die »Persilscheinkultur« der Nachkriegszeit dringend angewiesen war?¹⁷ Welche Redeweisen setzten sich in welchen Konstellationen durch? Welche spezifischen Artikulationsmodi bildeten sich zwischen Benennen und Beschweigen heraus, wenn es um – aus der Rückschau – problematische Verhaltensweisen aus den Jahren des ›Dritten Reichs‹ ging? Und welche Akteure, Anlässe und Entwicklungen inner- und außerhalb der Universität bewirkten oder katalysierten im Laufe der folgenden beiden Jahrzehnte Verschiebungen der etablierten Grenzen des Sagbaren? Den gemeinsamen Fragehorizont bildet die These, dass das hier betrachtete Geschehen weniger als politischer Lernprozess der beteiligten Individuen im engeren Sinne zu deuten ist denn als eine Geschichte performativer Selbstverwandlungen.

Auch heute noch fällt es nicht schwer, sich den akademischen »Magneten« und feinsinnigen Literatur- und Musikliebhaber Heimpel, dessen Auftreten stets etwas »grundsätzlich Existentielles«¹⁸ hatte, gemeinsam mit seinen Historikerkollegen in einer an den »Zauberberg« erinnernden Versuchsanordnung vorzustellen, in der die Beteiligten auf vergleichsweise engem Raum um Deutungshoheit rangen. Während Heimpel mit Reinhard Wittram, der wie er selbst im ›Dritten Reich‹ an einer der besonders ideologisierten ›Grenzlanduniversitäten‹ gelehrt hatte, in der »Demonstration protestantischer Bußfertigkeit« wetteiferte,¹⁹ übernahm der Militärhistoriker Walther Hubatsch in diesem Szenario den Part des revisionistischen Gegenspielers.²⁰ Der Schüler Siegfried A. Kaehlers, von 1949 bis zu seinem Ruf ins konservative Bonn

westdeutschen Nachkriegsgesellschaft, hg. von Wilfried Loth und Bernd-A. Rusinek, Frankfurt a. M. 1998.

- 17 Carola Sachse: »Persilscheinkultur«: zum Umgang mit der NS-Vergangenheit in der Kaiser-Wilhelm/Max-Planck-Gesellschaft, in: Weisbrod: Vergangenheitspolitik (Anm. 11), S. 217–246.
- 18 Heinrich Schmidt: Erinnerungen an drei Göttinger Historiker: Hermann Heimpel, Karl Gottfried Hugelmann, Siegfried A. Kaehler, in: Nationalsozialismus und Region: Festschrift für Herbert Obenaus, hg. von Marlis Buchholz, Bielefeld 1996, S. 15–42; hier S. 18.
- 19 Herbert Obenaus: Geschichtsstudium und Universität nach der Katastrophe von 1945: Das Beispiel Göttingen, in: Geschichte als Möglichkeit. Über die Chancen von Demokratie. Festschrift für Helga Grebing, hg. von Karsten Rudolph und Christl Wickert, Essen 1995, S. 307–337; hier S. 316. Ab 1941 hatte Wittram in Posen Ost-, Heimpel in Straßburg Westforschung betrieben.
- 20 Vgl. neben Eva-Lotte Kalz' Beitrag in diesem Band Michael Epkenhans: Walter Görnitz und Walther Hubatsch: Zu den Anfängen und Problemen der Militärgeschichtsschreibung in der frühen Bundesrepublik, in: Deutsche Militärhistoriker von Hans Delbrück bis Andreas Hillgruber, hg. von Jost Dülffer und Hans Gotthard Ehlert, Potsdam 2010, S. 53–68.

1956/57 außerplanmäßiger Professor in Göttingen, betrachtete die Heroisierung des deutschen Kriegseinsatzes wider »die vermeintlich entstellende Geschichtsschreibung der Sieger« als dringlichste vergangenheitspolitische Aufgabe.²¹ Zweifellos wird sich Hubatsch unter den zahlreichen Exponenten der mehr als nur NS-affinen ›Ostforschung‹ gut aufgehoben gefühlt haben, die sich »unter der fürsorglichen Ägide« Kaehlers im Zuge der deutschen Niederlagen im Osten seit 1943 in Göttingen gesammelt hatten und dort »eine veritable Schattenuniversität« bildeten.²²

Der zweite prominente Mediävist am Ort, Percy Ernst Schramm, nahm sowohl habituell als auch hinsichtlich des Umgangs mit dem NS-Erbe eine mittlere Position zwischen Heimpel und Hubatsch ein.²³ Zwar trug auch der aus dem Hamburger Großbürgertum stammende Ordinarius, der als Tagebuchschreiber des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) im Zweiten Weltkrieg »einige Jahre die wichtigste Position als Historiker in der Wehrmacht« innegehabt hatte,²⁴ zeit seines Lebens »ein ostentativ militärisches Moment in seine akademischen Verhaltensweisen«.²⁵ Mehrere Zeitzeugen

21 Kalz: Hubatsch, S. 114 in diesem Band.

22 Weisbrod: Moratorium (Anm. 9), S. 265. Zur Ostforschung Kai Arne Linnemann: Das Erbe der Ostforschung. Zur Rolle Göttingen in der Geschichtswissenschaft der Nachkriegszeit, Marburg 2002.

23 Zu Schramm vgl. neben den Beiträgen von Kerstin Thiel und Jan Renken in diesem Band vor allem David Thimme: Percy Ernst Schramm und das Mittelalter. Wandlungen eines Geschichtsbildes, Göttingen 2006; Kerstin Thiel: »Schramm drüber«. Percy Ernst Schramms vergangenheitspolitisches Engagement zwischen biographischer Ausblendung und politischer Aufklärung, in: Selbstentwürfe. Neue Perspektiven auf die politische Kulturgeschichte des Selbst im 20. Jahrhundert, hg. von Tilman Siebeneichner, Göttingen 2020, S. 21-43; dies.: Der lange Weg zur Briefmarke. Vergangenheitspolitische Ehrzuschreibungen an die emigrierten Physiker Max Born und James Franck, in: Ehrregime: Akteure, Netzwerke, Praktiken lokaler Ehrungen in der Moderne, hg. von Dietmar von Reeken und Malte Thießen, Göttingen 2016, S. 115-135; dies.: Universitäre Personalpolitik zwischen ideologischer Verfolgung und politischer Anpassung im Nationalsozialismus und ihre Auswirkungen in der Nachkriegszeit, in: »Ein Vorsprung, der uns tief verpflichtet«. Die Wiedereröffnung der Universität Göttingen vor 70 Jahren, hg. von Präsidentin der Georg-August-Universität und Universitätsbund Göttingen e.V., Göttingen 2016 (Göttinger Universitätsreden), S. 39-61.

24 Manfred Messerschmidt: Karl Dietrich Erdmann, Walter Bußmann und Percy Ernst Schramm. Historiker an der Front und in den Oberkommandos der Wehrmacht und des Heeres, in: Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften, Bd. 1: Fächer – Milieus – Karrieren, hg. von Hartmut Lehmann und Otto Gerhard Oexle, Göttingen 2004 (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte), S. 417-443; hier S. 434.

25 Frank Rexroth: Geschichte schreiben im Zeitalter der Extreme. Die Göttinger Historiker Percy Ernst Schramm, Hermann Heimpel und Alfred Heuß, in: Die Geschichte der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen. Teil 1, hg. von Kurt Schönhammer und Christian Starck, Göttingen 2013, S. 265-299; hier S. 280. Die hohe Affinität Schramms zum Militärischen betont auch Jens Thiel: Der Dozent zieht in den Krieg. Hochschulkarrieren zwi-

erinnerten sich noch Jahre später an seine Spaziergänge durch das Göttingen der 1930er Jahre in »Uniform der Reiter-SA mit Reitpeitsche und Stiefeln«. ²⁶ Gleichzeitig schwang sich Schramm, nachdem er seinen durch die britischen Entnazifizierungsmaßnahmen zwischenzeitlich verlorengegangenen Lehrstuhl 1948 wiedererlangt hatte, inner- und außerhalb der Universität zum Experten für die Geschichte des Zweiten Weltkriegs und der NS-Führungselite auf – ein vergangenheitspolitisches Engagement, das der mit Heimpel gut befreundete Mittelalterhistoriker als aufklärerische Arbeit am Mythos in durchaus fortschrittlichem Sinne begriff. ²⁷

In Wirklichkeit war die Selbstinszenierung als unbestechlicher Chronist der deutschen Kriegsführung unter Überbetonung seiner vorausgegangenen Differenzen mit der lokalen NSDAP selbst ein Mythos, der ganz im Dienste zielstrebigter Vorwärtsverteidigung stand. Denn die von Schramm und seinen Mitarbeitern – darunter eine Zeitlang auch Hubatsch, der zuvor den Göttinger Lehrstuhl des erkrankten Kaehler vertreten hatte – angefertigten OKW-Tagebücher, auf denen seine stets gut besuchten Göttinger Vorlesungen beruhten und die er etwas später persönlich edieren sollte, ²⁸ unterschlugen systematisch die von Angehörigen der Wehrmacht begangenen Verbrechen an Zivilisten und Kriegsgefangenen und damit »selbst jene Problematik, die den Charakter des Krieges ausgemacht hat«. ²⁹ Ist dieser Befund angesichts der Entstehungsbedingungen der Aufzeichnungen wenig erstaunlich, frappiert die Breitenwirkung der noch 2005 unverändert nachgedruckten und zuletzt 2016 als bedeutende Quellenedition zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs

schen Militarisierung und Kriegserlebnis, in: Mit Feder und Schwert. Militär und Wissenschaft – Wissenschaftler und Krieg, hg. von dems., Matthias Berg und Peter Th. Walther, Stuttgart 2009, S. 212-239; hier bes. S. 232 f. Einer Uk-Stellung während des Zweiten Weltkrieges widersetzte sich Schramm explizit: Er allein könne abschätzen, ob sein Einsatz bei der Wehrmacht oder in der Wissenschaft »vordringlicher« sei, schrieb er im Frühsommer 1944 an das Planungsamt im Reichsforschungsrat, ebd. Später scheint sich sein militärischer Habitus allerdings mehr und mehr zugunsten des Überlegenheitsgestus eines nonchalanten Weltbürgers abgeschliffen zu haben, wie sich Hans Medick – dem ich für diesen Hinweis danke – in der Rückschau auf eine Begegnung auf einer mehrtägigen Konferenz in der DDR im Jahre 1967 erinnert. Möglicherweise war Schramms Verhalten auch situationsbedingten Schwankungen unterworfen.

26 Ericksen (Anm. 15), S. 428.

27 Gegenüber den Amerikanern sprach Schramm 1953 von seinen rastlosen Aktivitäten »to prevent the rising of myths and legends about the war spread by right-wing radicals and old and neo-nazis as well as to prevent the younger generation from becoming victims of false information«, zitiert in: Thieler: Schramm, S. 81 in diesem Band.

28 Kriegstagebuch des Oberkommandos der Wehrmacht (Wehrmachtführungsstab) 1940-1945, 4 Bde., hg. von Percy Ernst Schramm, Frankfurt a. M. 1961-1969; unveränderter Nachdruck Augsburg 2005.

29 Messerschmidt (Anm. 24), S. 442.

gepriesenen fünf Bände umso mehr.³⁰ Eberhard Jäckel, der die ersten erschienenen Bände rezensierte, hielt das »chaotische Sammelwerk« jedenfalls schon 1964 für »als wissenschaftliche Edition verfehlt«, unter anderem aufgrund der einseitigen Perspektive des Herausgebers.³¹ Vor dem Hintergrund der grotesken Grenzziehungen, mit denen sich zahlreiche Fachvertreter jahrzehntelang darum bemühten, jüdische Kollegen als angeblich »befangen« von der wissenschaftlichen Erforschung des Nationalsozialismus auszuschließen,³² ist der nonchalante Umgang Schramms mit der eigenen Standortgebundenheit jedenfalls bemerkenswert. Mehr Gegenwind in der Sache, womöglich aber noch mehr öffentliche Aufmerksamkeit erntete er mit der 1963 erschienenen kommentierten Neuauflage von »Hitlers Tischgesprächen«, deren bereits früh kritisch diskutierter Quellenwert zuletzt von Mikael Nilsson auf den Rang eines »Produkts der Literatur mit beachtlichem kreativen Freiraum« zurechtgestutzt worden ist.³³

Der durchaus vielstimmige Chor Göttinger Historiker, die in den Nachkriegsjahrzehnten die Deutungshoheit auch über die allerjüngste Vergangenheit beanspruchten, wurde mithin weit über den lokalen Raum hinaus wahrgenommen und beeinflusste die deutsche Erinnerungskultur ganz erheblich – sei es hinsichtlich des Narrativs einer »sauberen« Wehrmacht, der Deutung Hitlers oder des öffentlichen Umgangs mit der deutschen Schuld. Gleichzeitig ergab sich das Klangbild in hohem Maße aus der spezifisch lokalen Situation. Nach dem Krieg gab zunächst eine ebenso wissenschaftsfreundliche und hochschulpolitisch engagierte wie in der Sache pragmatische britische Besatzungsmacht den Takt vor,³⁴ während die kleinräumige Stadt einen Resonanzkörper bildete,

30 Die zentralen deutschen Behörden und der Nationalsozialismus. Stand und Perspektiven der Forschung, hg. von Christian Mentel und Niels Weise, München/Potsdam 2016, S. 43.

31 Eberhard Jäckel: Dokumentationen zur Geschichte des Zweiten Weltkriegs, in: Neue Politische Literatur 9, 1964, S. 557–595; hier S. 570. Paul Fröhlich kommentierte unlängst trocken, die »anhaltend hohe Popularität« der OKW-Tagebücher befinde sich »in einem Spannungsverhältnis zum heutigen wissenschaftlichen Standard und zum aktuellen Forschungsstand«, ders.: Der Generaloberst und die Historiker. Franz Halders Kriegstagebuch zwischen Apologie und Wissenschaft, in Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 68, 2020, S. 25–61; hier S. 26.

32 Berg (Anm. 5), passim.

33 Schramm, so Nilssons Einschätzung, unterließ eine kritische Reflexion des Entstehungszusammenhangs der Aufzeichnungen Pickers und ignorierte die Unstimmigkeiten des Dokuments, »weshalb seine Einschätzung dieser Quelle als ebenso wertlos angesehen werden muss«, in: Mikael Nilsson: Hitler redivivus. »Hitlers Tischgespräche« und »Monologe im Führerhauptquartier« – eine kritische Untersuchung, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 67, 2019, S. 105–145; hier S. 115. Vgl. auch Thieler: Schramm drüber (Anm. 23).

34 Vgl. David Phillips: Pragmatismus und Idealismus. Das »Blaue Gutachten« und die britische Hochschulpolitik in Deutschland 1948, Köln 1995. Siehe auch den Rückblick des ersten University Control Officers Geoffrey C. Bird: The Universities, in: The British in Ger-

in dem sich das Publikum eines sonntäglichen Orgelkonzerts beim Verlassen der Kirche zuraunte: »Da hinten geht Percy Schramm«.³⁵

Zum Kristallisationspunkt deutscher Nachkriegswissenschaften wurde Göttingen nicht zuletzt auch aufgrund der Entscheidung der Briten, die durch ihre Einbindung ins NS-System kompromittierte Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft unter dem Namen Max-Planck-Gesellschaft (MPG) vor Ort wiederzugründen.³⁶ Dies machte die Stadt zum »Sammelbecken heimatlos gewordener Physiker«, unter denen sich so prominente Namen wie die Nobelpreisträger Otto Hahn, Max von Laue, Max Planck und Werner Heisenberg befanden.³⁷ Zweifellos hallte das »Goldene Zeitalter« der Göttinger Naturwissenschaften in den 1920er Jahren in diesem Kontext über das Kriegsende hinweg nach.³⁸ Der auch geographisch günstig gelegene, traditionsreiche Wissenschaftsstandort schien auf den ersten Blick ganz selbstverständlich an seine frühere Bedeutung anknüpfen zu können, zumal die Infrastruktur von Kriegszerstörungen vollständig verschont geblieben war. Eine erste Konsequenz dieses wertvollen Standortvorteils war die Tatsache, dass Göttingen als erste deutsche Universität bereits im Oktober 1945 den Lehrbetrieb wiederaufnehmen konnte. Mit womöglich noch mehr Verve als andernorts machte sich die akademische Korporation nun daran, genau diese, in Wirklichkeit vielfach gebrochene Kontinuität über die verordneten politischen Umbrüche hinweg diskursiv und schließlich auch personell wiederherzustellen.³⁹ »Die Georgia Augusta

many. Educational reconstruction after 1945, hg. von Arther Hearnden, London 1978, S. 146-157.

35 Walter Kempowski: Herzlich willkommen. Roman, München 1984, S. 294.

36 Rüdiger Hachtmann: Wissenschaftsmanagement im ›Dritten Reich‹: Geschichte der Generalverwaltung der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft, Bd. 2, Göttingen 2007, S. 1052-1100.

37 So der ehemalige Göttinger Privatdozent Wilhelm Walcher, zit. nach Gerhard Rammer: »Sauberkeit im Kreise der Kollegen«. Die Vergangenheitspolitik der Deutschen Physikalischen Gesellschaft, in: Physiker zwischen Autonomie und Anpassung, hg. von Dieter Hoffmann und Mark Walker, Weinheim 2007, S. 359-420; hier S. 364.

38 Hans-Joachim Dahms, Die Universität Göttingen 1918-1989. Vom »Goldenen Zeitalter« der Zwanziger Jahre bis zur »Verwaltung des Mangels« in der Gegenwart, in: Von der preußischen Mittelstadt zur südniedersächsischen Großstadt 1866-1989, hg. von Rudolf von Thadden und Günther J. Tittel, Göttingen 1999, S. 395-456.

39 Mitchell G. Ash: Verordnete Umbrüche – Konstruierte Kontinuitäten: Zur Entnazifizierung von Wissenschaftlern und Wissenschaften nach 1945, in: Zeitschrift für Geschichtswissenschaft 43, 1995, S. 903-923. Der Beschwörung des Göttinger »*genius loci*« als vergangenheitspolitischen Instrument sehr ähnlich war die Mythisierung Heidelbergs, vgl. Steven P. Remy: The Heidelberg myth. Nazification and denazification of a German university, Cambridge/Mass. 2002. Vgl. zu anderen Universitätsstandorten nach 1945 unter anderem Anton F. Guhl: Wege aus dem ›Dritten Reich‹. Die Entnazifizierung der Hamburger Universität als ambivalente Nachgeschichte des Nationalsozialismus, Göttingen 2019; Leo Haupts: Die Universität zu Köln im Übergang vom Nationalsozialismus zur Bundesrepublik, Köln 2007; Die Freiburger Philosophische Fakultät 1920-1960. Mitglie-

steht vor neuer Blüte inmitten eines Erdrutsches«, verkündete der Dekan der Philosophischen Fakultät, der Anglist Herbert Schöffler, vor den Studenten des ersten Nachkriegssemesters: »Dadurch, dass alle Fakultäten aus dem Elend aller Zeiten retten, was zu retten ist, findet sich eine Fülle der Geistigkeit im Städtchen zusammen, wie sie nur die hohen Zeiten ihrer Vergangenheit aufgewiesen haben.«⁴⁰

Dass die allgegenwärtige Beschwörung eines *de facto* im Nationalsozialismus »historisch dementierten Bildungsideals«⁴¹ rein instrumentellen Charakter besaß, zeigt sich nirgendwo so deutlich wie ausgerechnet beim Umgang mit denjenigen, die den Bruch von 1933 selbst verkörperten und nach 1945 persönlich hätten bezeugen können. Zwar wurden die zwischen 1933 und 1938 aus antisemitischen oder – seltener – politischen Gründen von ihren akademischen Positionen vertriebenen 52 ehemaligen Kollegen schon am 9. Mai 1945 im Rahmen einer »Ehrenerklärung« nominell in die universitäre Community reintegriert.⁴² »In Folge des Wegfalls eines Teils der bisherigen Gesetzgebung« sei der Entpflichtung die Grundlage entzogen, teilte der erste Nachkriegsrektor Rudolf Smend den Betroffenen mit; man möge sich entsprechend wieder »als vollberechtigtes Mitglied der Georgia Augusta« betrachten.⁴³ Ansprüche auf Wiedererlangung der zuvor eingenommenen beruflichen Positionen oder auch nur eine finanzielle Entschädigung für die massiven Karriereeinbrüche folgten daraus aber keineswegs. Genauso wenig glaubte man den Betroffenen eine Bitte um Verzeihung für das ihnen angetane Unrecht schuldig zu sein.⁴⁴ Auch

der – Strukturen – Vernetzungen, hg. von Eckhard Wirbelauer, Freiburg i. Br. 2006; zu den begleitenden gesellschaftlichen Debatten hochschulübergreifend Barbara Wolbring: Trümmerfeld der bürgerlichen Welt. Universität in den gesellschaftlichen Reformdiskursen der westlichen Besatzungszonen (1945-1949), Göttingen 2013.

40 Rede Herbert Schöfflers an die Göttinger Studenten vom 28.10.1945, abgedruckt in: Waldemar Krönig und Klaus-Dieter Müller: Nachkriegssemester. Studium in Kriegs- und Nachkriegszeit, Stuttgart 1990, S. 342-348; hier S. 346.

41 Bernd Weisbrod: Dem wandelbaren Geist. Akademisches Ideal und wissenschaftliche Transformation in der Nachkriegszeit, in: ders.: Vergangenheitspolitik (Anm. 11), S. 11-38; hier S. 27.

42 Damit war in Göttingen jeder fünfte ordentliche Professor (von insgesamt 253) betroffen gewesen, vgl. Michael Grüttner und Sven Kinas: Die Vertreibung von Wissenschaftlern aus den deutschen Universitäten 1933-1945, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 55, 2007, S. 123-186; hier S. 166.

43 Zit. nach: Eva Schumann, Die Göttinger Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät, in: Kontinuitäten und Zäsuren. Rechtswissenschaft und Justiz im »Dritten Reich« und in der Nachkriegszeit, hg. von ders., Göttingen 2008, S. 65-122; hier S. 109.

44 Vgl. Weisbrod: Moratorium (Anm. 9), S. 267 f. Erst im Zuge der 131er-Regelung von 1951 wurde offiziell der Anspruch auf die Anrechnung der verlorenen akademischen Anwartschaften durchgesetzt. Die Einlösung dieses Anspruchs im Behördenalltag blieb gleichwohl prekär, vgl. Renken: Born, in diesem Band.

mit den 72 ehemaligen Doktorandinnen und Doktoranden, die man im ›Dritten Reich‹ als »des Tragens eines deutschen akademischen Grades unwürdig« betrachtet und ihnen ihren Titel entzogen hatte, kommunizierte die Universitätsverwaltung nach 1945 meist nur widerwillig. Anstatt die Aberkennung offiziell zurückzunehmen, verlieh man prominenteren Ehemaligen wie Max Born lieber zum gegebenen Zeitpunkt stillschweigend das goldene Doktordiplom.⁴⁵

Nicht zuletzt aufgrund der in solchen Praktiken und Unterlassungen deutlich werdenden »Einfühlungsverweigerung« (Micha Brumlik) in die Schicksale derjenigen, die kurz zuvor nicht nur beruflich deklassiert worden waren, sondern oft auch Angehörige und Freunde in der Shoah verloren hatten, blieb die Anzahl der Rückkehrer insgesamt verschwindend gering.⁴⁶ Von den ehemaligen Göttinger Privatdozenten fand sogar nur ein einziger den Weg zurück an seine alte Universität – der Psychologe Heinrich Düker, der 1936 als Mitglied des Internationalen Sozialistischen Kampfbundes inhaftiert und Anfang der 1940er Jahre ins KZ Sachsenhausen verschleppt worden war.⁴⁷ Die diesbezüglich ebenso desolate wie paradigmatische Lage in Stadt und Universität inspirierte zeitgenössisch sogar einen bemerkenswert kritischen Film – Fritz Kortners Produktion »Der Ruf« von 1949, der vom tragischen Schicksal eines fiktiven, aus den USA nach Göttingen zurückgekehrten Philosophieprofessors handelte.⁴⁸

Wie Gerhard Rammer in seiner umfassenden Studie über die Nazifizierung und Entnazifizierung der Göttinger Physik gezeigt hat, war die Bilanz in den fünf zum Kernbereich der universitären Physik zählenden Instituten beson-

45 Vgl. Kerstin Thielert: »[...] des Tragens eines deutschen akademischen Grades unwürdig«. Die Entziehung von Dokortiteln an der Georg-August-Universität Göttingen im »Dritten Reich«, Göttingen 2006; hier S. 62–68.

46 Zit. nach: Michael Schüring: Minervas verstoßene Kinder. Vertriebene Wissenschaftler und die Vergangenheitspolitik der Max-Planck-Gesellschaft, Göttingen 2006, S. 48. Vgl. zu diesem Thema insgesamt die wichtige Pionierstudie von Anikó Szabó: Vertreibung, Rückkehr, Wiedergutmachung. Göttinger Hochschullehrer im Schatten des Nationalsozialismus, Göttingen 2000.

47 Heute ist die kleine Straße, an der das Göttinger Kulturwissenschaftliche Zentrum gelegen ist, nach Düker benannt.

48 Der von Kortner selbst verkörperte Professor ist in Göttingen den Anfeindungen eines entlassenen NS-belasteten Hochschullehrers und dem allgemeinen – vor allem studentischen – Antisemitismus ausgesetzt. In Verbindung mit familiären Problemen und einer schon angegriffenen Gesundheit infolge der Exilerfahrung führen die Schwierigkeiten schließlich zum Herztod. Der Film des ungarischen Regisseurs Josef von Baky, der unter dem Titel »The Last Illusion« bei den Filmfestspielen von Cannes gezeigt wurde, wurde teilweise in Göttingen gedreht. Vgl. Ulrike Weckel: Brutstätte des Antisemitismus und Männerdomäne: Die deutsche Nachkriegsuniversität in der Diagnose des Spielfilms »Der Ruf« von 1949, in: Politische Gesellschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert. Festschrift für Barbara Vogel, hg. von Henning Albrecht et al., Hamburg 2006, S. 119–132.

ders niederschmetternd.⁴⁹ Obwohl einerseits die Hälfte des Personals durch nationalsozialistische Willkür entlassen worden und andererseits ein Drittel der verbliebenen Dozenten in die Partei eingetreten war, blieb ein personeller Wechsel nach 1945 nahezu vollständig aus. Vor allem der mächtige »Patriarch der Physik« Robert W. Pohl sorgte als Mitglied des entscheidenden Unterausschusses für die Überprüfung des Lehrkörpers dafür,⁵⁰ dass nur ein einziger Kollege – »der gefährlichste Nazi des Instituts« – seine Stelle im Rahmen der Entnazifizierung zumindest temporär räumen musste.⁵¹ Gegen den aufgrund seiner jüdischen Abstammung entlassenen Privatdozenten Kurt Hohenemser, der seinen Rückkehrwunsch auch mittels der Benennung des 1933 geschehenen Unrechts zu legitimieren suchte, wurde dagegen eine »Kette von Abwehrmaßnahmen« in Gang gesetzt. Als letztes Glied dieser Kette wurde sogar die Schließung des Instituts für Angewandte Mechanik verfügt, an dem der Experte für Aerodynamik bis 1933 beschäftigt gewesen war.⁵² Obwohl in Göttingen bekannt war, dass Hohenemser Eltern – sein jüdischer Vater war von Geburt an blind – sich 1938 in ihrem Berliner Zuhause nur durch Suizid dem Zugriff der Gestapo hatten entziehen können, war seine Stelle für einen Nachwuchswissenschaftler freigehalten worden, der schon 1929 in die NSDAP eingetreten war: »Die Sicherstellung der Karrieren belasteter Kollegen hatte Vorrang vor einer Rehabilitierung von NS-Opfern«.⁵³ Im früh überdurchschnittlich »braunen« akademischen Milieu Göttingens war das offene Bekenntnis für eine revanchistische Politik und gegen den Parlamentarismus der Weimarer Republik Ende der 1920er Jahre im Übrigen alles andere als eine Seltenheit gewesen.⁵⁴

Der bemerkenswert gute Forschungsstand hinsichtlich der an dieser Stelle nur knapp skizzierten Prozesse wird im vorliegenden Band zum Ausgangspunkt für weitere quellengestützte Sondierungen genutzt,⁵⁵ in denen – wie eingangs betont – nicht die institutionellen, personellen oder disziplinären

49 Rammer: Nazifizierung und Entnazifizierung (Anm. 14), *passim*.

50 Heinz Maier-Leibniz: Robert W. Pohl, ein Patriarch der Physik, wird neunzig, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.8.1974.

51 Vgl. zu diesen Vorgängen Rammer: Nazifizierung und Entnazifizierung (Anm. 14), S. 99–110; hier S. 103. Die Charakterisierung des betreffenden Mitarbeiters – gemeint war Karl Heinz Hellwege, der 1950 in Göttingen apl.-Professor wurde, bevor er seine Karriere an der TU Darmstadt fortsetzte – stammt von Wilhelm Hanle, einem Schüler James Francks.

52 Rammer: Nazifizierung und Entnazifizierung (Anm. 14), S. 519.

53 Ebd., S. 574. Ganz ähnlich bewertet Guhl (Anm. 39), S. 359, die Entnazifizierung der mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät der Universität Hamburg.

54 Helga-Maria Kühn: Die nationalsozialistische Bewegung in Göttingen von ihren Anfängen bis zur Machtergreifung (1922–1933), in: Göttingen unterm Hakenkreuz. Nationalsozialistischer Alltag in einer deutschen Stadt – Texte und Materialien, hg. von Jens-Uwe Brinkmann und Hans-Georg Schmeling, Göttingen 1983, S. 81–94.

55 Für weiterführende Literaturangaben vgl. die Anmerkungsapparate der einzelnen Beiträge.

Transformationen und Umwidmungsprozesse in den jeweiligen Fächern nach dem Zusammenbruch des ›Dritten Reichs‹ im Mittelpunkt stehen, sondern die kommunikativen Praktiken, die diese begleiteten und – so die These – erst ermöglichten. Im Sinne einer von Bernd Weisbrod früh am Göttinger Fall exemplifizierten politischen Kulturgeschichte der Wissenschaften nach 1945 stehen die Deutungsmuster, Redeweisen und symbolischen Handlungen im Zentrum, die weniger für einzelne Fachkulturen als vielmehr für die Mitglieder der akademischen *Community* insgesamt während dieser Jahre typisch gewesen und – mit den gebotenen Modifikationen – auch auf andere Fächer und Universitäten übertragbar sind.⁵⁶

Wie bereits angedeutet, bildeten sich im Einzelfall zwar durchaus unterschiedliche Strategien im Umgang mit der NS-Vergangenheit heraus. Diese waren jedoch stets das Ergebnis kommunikativer Aushandlungsprozesse und besaßen wesentliche Schnittmengen. Die wichtigste bisher von der Forschung betonte Gemeinsamkeit lag in der – ursprünglich vor allem gegen die alliierte Konfrontationspolitik gerichteten – diskursiven Konstruktion von Bezugsräumen und Zugehörigkeiten, die von den Nationalsozialisten angeblich gegen den Willen der Beteiligten ›missbraucht‹ worden seien. Neben der Beschwörung einer vermeintlich prinzipiell unpolitischen ›reinen Wissenschaft‹ sind in diesem Zusammenhang vor allem die Praktiken zur »Dekontaminierung der Heimat« zu nennen, die im Falle Göttingens, wo es keinen konflikthaften Gegensatz zwischen ›town‹ und ›gown‹ gab, Hochschulangehörige und Stadtbevölkerung gleichermaßen zur Identifikation einlud.⁵⁷ Wenige Jahre zuvor, anlässlich des 200. Göttinger Universitätsjubiläums 1937, hatten die Veranstalter über die »performative Aneignung des städtischen Raums« noch alles darangesetzt, »Universität und Stadt als Sinnbild der erfolgreichen nationalsozialistischen Machtetablierung und ihrer Perspektiven zu präsentieren.«⁵⁸ Vor

⁵⁶ Vgl. Weisbrod: Geist (Anm. 41).

⁵⁷ Vgl. Habbo Knoch: Das mediale Gedächtnis der Heimat. Krieg und Verbrechen in den Erinnerungsräumen der Bundesrepublik, in: ders.: Erbe der Provinz (Anm. 16), S. 275–300; hier S. 283. Vgl. auch Christopher Wickham: Constructing Heimat in Postwar Germany: Longing and Belonging, Lewiston 1999. Zur Stadt Göttingen im Nationalsozialismus vgl. Cordula Tollmien: Nationalsozialismus in Göttingen (1933–1945), Göttingen 1999; David Imhoof: Becoming a Nazi Town. Culture and Politics in Göttingen Between the Wars, Ann Arbor 2013. In der Nachkriegszeit blieb die politische Kultur der Stadt sehr viel länger und deutlicher von rechten Einstellungen dominiert als die Universität, was nicht zuletzt mit der reaktionären Linie des lokalen ›Göttinger Tageblatts‹ zu tun hatte, vgl. Ernst Böhme: Zwischen Restauration und Rebellion. Die Georgia Augusta und die politische Kultur Göttingens in den fünfziger Jahren, in: Göttinger Jahrbuch 53, 2005, S. 125–156.

⁵⁸ Habbo Knoch: Wissenschaft und Führerprinzip. Das Jubiläum der Georgia Augusta von 1937, in: Tradition – Autonomie – Innovation. Göttinger Debatten zu universitären Standortbestimmungen, hg. von Gerd Lüer und Horst Kern, Göttingen 2013, S. 145–170; hier S. 148.

allem aber waren, wie Michael Schüring am Beispiel der ›frischgebackenen‹ MPG-Angehörigen herausgearbeitet hat, »rhetorische Strategien gefragt, die das zeithistorische Geschehen und die eigene Biographie voneinander trennen oder zumindest in eine irgendwie vorteilhaft erscheinende Relation zueinander stellen mussten.«⁵⁹

Ein wesentlicher Bestandteil solcher Strategien der Selbstbehauptung war das dauerhafte Beschweigen sämtlicher *konkreter* Interaktionen zwischen Wissenschaftlern und den Exponenten des Regimes, vor allem der Fälle aktiver Beteiligung an Unrechtshandlungen und Verfolgungsmaßnahmen, sei es aus innerer Überzeugung oder karrieristischen Erwägungen heraus. Dass der Nationalsozialismus im großen Stil auf die Selbstmobilisierung der Universitätsmitglieder hatte bauen können, ja, dass Wissenschaft und Politik auch und gerade im ›Dritten Reich‹ keineswegs Antagonisten gewesen waren, sondern notwendige »Ressourcen für einander« bereitgestellt hatten, das drohte in dieser Schweigespirale kollektiver Komplizenschaft ›vergessen‹ zu werden.⁶⁰ »To be silent is still to speak« – an diese Einsicht des französischen Schriftstellers Maurice Blanchot hat Jay Winter in seinem Appell, dem Schweigen als wirkmächtiger kultureller Praxis in ihren unterschiedlichen historischen Ausprägungen genauer auf den Grund zu gehen, zu Recht erinnert.⁶¹ In die Kategorie

59 Schüring (Anm. 46), S. 27.

60 Mitchell G. Ash: Wissenschaft und Politik als Ressourcen für einander, in: Wissenschaften und Wissenschaftspolitik. Bestandsaufnahmen zu Formationen, Brüchen und Kontinuitäten im Deutschland des 20. Jahrhunderts, hg. von Rüdiger vom Bruch und Brigitte Kaderas, Stuttgart 2002, S. 32–51; ders.: Reflexionen zum Ressourcenansatz, in: Ressourcennobilisierung. Wissenschaftspolitik und Forschungspraxis im NS-Herrschaftssystem, hg. von Sören Flachowsky, Rüdiger Hachtmann und Florian Schmaltz, Göttingen 2017, S. 535–553. Vgl. auch Helmuth Trischler: »Self-mobilization or Resistance? Aeronautical Research and National Socialism«: Science, Technology and National Socialism, hg. von Monika Renneberg und Mark Walker, Cambridge 1994, S. 72–87; Margit Szöllösi-Janze: »Wir Wissenschaftler bauen mit«. Universitäten und Wissenschaften im Dritten Reich, in: Der Nationalsozialismus und die deutsche Gesellschaft, hg. von Bernd Sösemann, Stuttgart 2002, S. 155–171; Martin Sabrow, Die deutsche Universität im Nationalsozialismus, in: Wissenschaft an der Grenze. Die Universität Kiel im Nationalsozialismus, hg. von Christoph Cornelißen, Essen 2009, S. 379–402. Zur Georgia Augusta im ›Dritten Reich‹ vgl. Dahms, Einleitung, in: ders., Becker und Wegeler, Universität (Anm. 15), S. 29–74. Zur Entwicklung außerhalb der Hochschulen vgl. die im Rahmen des von Reinhard Rürup und Wolfgang Schieder geleiteten Forschungsprogramms »Geschichte der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft im Nationalsozialismus« erschienenen insgesamt 17 Bände sowie jetzt auch: Forschen im »Zeitalter der Extreme«. Akademien und andere Forschungseinrichtungen im Nationalsozialismus und nach 1945, hg. von Dirk Schumann in Zusammenarbeit mit Désirée Schauz, Göttingen 2020.

61 Jay Winter: Thinking about silence, in: Shadows of War. A Social History of Silence in the Twentieth Century, hg. von ders., Efrat Ben-Zeév und Ruth Ginio, Cambridge 2010, S. 3–31; hier S. 31.

des beredten Schweigens gehört zweifellos auch das von Adorno angesprochene ›Sich-selbst-Ausreden‹ der eigenen belasteten Vergangenheit – eine von keiner akustisch wahrnehmbaren Sprechäußerung begleitete Selbsttechnik, die den hier behandelten Protagonisten unterm Strich recht gut gelungen zu sein scheint. »Ein guter Psychologe könnte in diesem Lande die interessantesten Studien machen«, schrieb Kurt Hohenemser im Zuge seiner Bemühungen um Wiederanstellung an der Georgia Augusta im August 1946 an einen befreundeten schwedischen Kollegen: »Der Vorwurf bewusster Unwahrhaftigkeit oder Lüge wäre in einem solchen Fall viel zu einfach.«⁶²

Es ist anzunehmen, dass Autosuggestionen, die die Anpassung der Subjektentwürfe an die veränderten institutionellen und politischen Rahmenbedingungen psychologisch absicherten, bei den zu beobachtenden Transformationen eine nicht zu unterschätzende Rolle spielten. Konstant blieb bei den belasteten Ordinarien jedenfalls der Glaube an die eigene Bedeutsamkeit und die damit verbundenen Führungsqualitäten. Auch bei einem erheblich NS-kompromittierten Wissenschaftler wie Heimpel, der nach mehreren Jahren des, wie verstreute Hinweise vermuten lassen, eher trotzig als beschämten Schweigens in den 1950er Jahren schließlich anfang, zumindest die eigene politische Verführbarkeit im ›Dritten Reich‹ zu thematisieren, stand die von ihm geforderte und praktizierte öffentliche Verschiebung der Sagbarkeitsregeln zweifellos im Dienste der eigenen Selbstpositionierung als ›geläuterter‹ Gelehrter – in Göttingen und darüber hinaus.⁶³ »Solange unsere schuldige Generation gebraucht wird, muß auch der Schuldige wagen zu handeln als wäre er ohne Schuld, wenn er nun mal auf den Platz gestellt worden ist, wo gehandelt werden muß«, verkündete er apodiktisch in der bereits zitierten Neujahrsrede.⁶⁴

Tatsächlich verdankte Heimpel seine Autorität gerade unter seinen Schülern nicht zuletzt seiner relativen Offenheit über die NS-Zeit. Denn obwohl er die eigenen Verfehlungen bezeichnenderweise niemals konkret beim Namen nannte und, wie sich Reinhard Rürup erinnerte, beim Sprechen über die ›braunen Jahre‹ »relativ allgemein« blieb, gehörte er »doch zu den wenigen, die sich überhaupt öffentlich äußerten«.⁶⁵ Mit kritischen Nachfragen hatte

62 Zit. nach: Rammer: Nazifizierung und Entnazifizierung (Anm. 14), S. 559.

63 Das bedeutet ausdrücklich nicht, Heimpel die Aufrichtigkeit seines Haderns mit dem eigenen Gewissen abzusprechen, das offenbar vor allem zum Ende seines Lebens erheblich zugenommen hat, vgl. Berg (Anm. 5), bes. S. 245-248.

64 Heimpel: Neujahr 1956 (Anm. 3), S. 90.

65 Reinhard Rürup: »Das Dritte Reich hatte kein Problem mit den deutschen Historikern«, in: Versäumte Fragen. Deutsche Historiker im Schatten des Nationalsozialismus, hg. von Rüdiger Hohls und Konrad H. Jarausch, Stuttgart 2000, S. 267-280; hier S. 269. Vgl. Renken: Heimpel, in diesem Band.

Heimpel, seit 1953 Rektor der Georgia Augusta, Präsident der Westdeutschen Rektorenkonferenz und Vizepräsident der DFG, offenbar nicht zu rechnen: Sein Schüler Heinz Quirin glaubte Mitte der 1950er Jahre gar eine Wesensveränderung bis hin zum »Realitätsverlust« an ihm beobachten zu können, die er außer auf »die Präsidentenposten« vor allem auf die »liebedienende Göttinger Umgebung« zurückführte.⁶⁶ Die Nachkriegsgesellschaft, so der Befund Oliver Schaels, gestand den Professoren »ihre Umwandlung« von Stützen des NS-Regimes hin zu Stützen der Nachkriegsdemokratie eben auch zu, wobei Heimpel, der zum Wintersemester 1945/46 in Göttingen zu lehren begann, zweifellos davon profitierte, dass dort zu diesem Zeitpunkt noch keine Details aus seiner Tätigkeit in Freiburg und der 1941 neugegründeten »Reichsuniversität Straßburg« bekannt waren.⁶⁷

Anders als im Falle des umtriebigen Wissenschaftsorganisators Heimpel sind für Adolf Windaus, den Göttinger Nobelpreisträger für Chemie des Jahres 1928, dank der Existenz detaillierter Tagebuchaufzeichnungen aus der unmittelbaren Nachkriegszeit differenzierte Einblicke in das private Ringen um Vergangenheitsaufarbeitung und die in diesem Falle tatsächlich belegbaren persönlichen Lernprozesse eines Wissenschaftlers möglich, der sich – ebenfalls im Unterschied zu Heimpel – stets in Distanz zum NS-Regime befunden hatte. Aufgrund dieses überlieferungsbedingten Glückfalls, der nicht nur Reflexionen über das widersprüchliche Verhältnis von kritischer Introspektion und öffentlichem Reden bzw. Schweigen über den Nationalsozialismus zulässt, sondern auch einen »Abgleich zwischen diskursbestimmenden Deutungsmustern und individuellen, alternativen Positionen« erlaubt, wird auch Windaus' »vergangenheitspolitische Kommunikation im Privaten« in diesem Band zum Thema gemacht.⁶⁸

66 So Quirin in einem Brief an den Landeshistoriker Walter Schlesinger, ohne Datum (1954/55), zit. nach: Anne Christine Nagel: Im Schatten des Dritten Reiches. Mittelalterforschung in der Bundesrepublik Deutschland (1945-1970), Göttingen 2005, S. 198.

67 Vgl. Oliver Schael: Die Grenzen der akademischen Vergangenheitspolitik: Der Verband der nicht-amtierenden (amtsverdrängten) Hochschullehrer und die Göttinger Universität, in: Weisbrod: Vergangenheitspolitik (Anm. 11), S. 53-72; hier S. 69. Erst 1958 erschienen in der anonym publizierten Streitschrift des maßgeblich durch den Protest Göttinger Professoren zum Amtsverzicht genötigten rechtsradikalen Kultusministers Schlüter einschlägige Zitate aus Heimpels Freiburger und Straßburger Vorträgen im »Dritten Reich«, vgl. Die große Hetze. Ein Tatsachenbericht zum Fall Schlüter, Göttingen 1958, S. 186-190. Zu Schramm s. ebd., S. 199. Zu Heimpels Freiburger Jahren vgl. auch Michael Matthiesen: Der Historiker Arnold Berney und seine Freiburger Kollegen 1923-1938, Göttingen 1998. Zu Heimpels historiographischer Positionierung nach 1945 jetzt Frank Rexroth: Keine Experimente! Hermann Heimpel und die verzögerte Erneuerung der deutschen Geschichtsforschung nach 1945, in: Schumann (Anm. 60), S. 297-325.

68 Vgl. den Beitrag von Désirée Schau in diesem Band, hier S. 313.

Der Chemiker gehörte überdies zu den integrativen Figuren, die – ähnlich wie der ebenfalls in Göttingen anwesende Otto Hahn – als international renommierte Repräsentanten der deutschen naturwissenschaftlichen Tradition für eine Wiederaufnahme der Beziehungen zu den entlassenen und meist emigrierten Kollegen eine außerordentlich wichtige Funktion einnahmen. Auf der Untersuchung der vergangenheitspolitischen Kommunikation der ›Daheimgebliebenen‹ mit den Emigranten – allen voran den Nobelpreisträgern Max Born und James Franck, deren Nachlässe in Chicago, Cambridge und Berlin zu diesem Zweck umfassend ausgewertet worden sind – liegt ein Schwerpunkt des vorliegenden Bandes. Diese Entscheidung geht von der Annahme aus, dass die beschriebene Schweigespirale kollektiver Komplizenschaft durch die Anwesenheit von Personen, die, wie es Carola Dietze für Helmuth Plessner formuliert hat, »keinen Anlass zum Vergessen« hatten,⁶⁹ Belastungsproben ausgesetzt war, die eben nicht geradewegs in die von Hermann Lübke behauptete »nicht-symmetrische Diskretion« zwischen Profiteuren und Verfolgten des Regimes mündeten.⁷⁰ Schon Dietze hat deutlich gezeigt, dass diese Diskretion in Göttingen durchaus ihre Grenzen besaß.⁷¹

In jedem Fall ist durch die Beiträge dieses Bandes nachgewiesen, dass die Wissenschaftler, die im ›Dritten Reich‹ ihre Karrierechancen genutzt hatten, in der Nachkriegszeit Strategien entwickelten, um das Bedürfnis ihrer vertriebenen Kollegen nach Genugtuung zu unterlaufen, das mit der öffentlichen Thematisierung des ihnen und anderen widerfahrenen Unrechts einhergegangen wäre. Wie die vorliegenden Aufsätze zeigen, gehörte zu diesen Abwehrstrategien auch die Vereinnahmung der Emigranten in ein imaginäres Kollektiv der ›Versöhnungsbereiten‹, welche die gemeinsamen wissenschaftlichen Interessen höher bewerteten als die »bedauerlichen Umstände« der Vergangenheit.⁷² Diese Konstruktion ignorierte freilich die fundamentale »Perspektivverschiebung« (Schüring) durch die Erfahrung der Entrechtung und beharrte auf dem eigenen Anspruch auf Deutungshoheit. Tatsächlich war die Wiederaufnahme persönlicher Kontakte zu Kollegen im besetzten Deutschland nach Kriegsende unter den Emigranten zunächst höchst umstritten gewesen – vor allem vor dem Hintergrund des inzwischen bekannt gewordenen Ausmaßes der natio-

69 Dietze: Gestus (Anm. 11), S. 91.

70 Vgl. Hermann Lübke: Der Nationalsozialismus im deutschen Nachkriegsbewußtsein, in: Historische Zeitschrift 236, 1983, S. 579-599.

71 So berichtete ihr Helmuth Plessners Ehefrau Monika, dass es neben »verschwiegenen Vergangenheiten« auch naher Bekannter immer wieder auch zu Kontaktaufnahmen reuiger Kollegen gekommen sei, die ihrem Mann ihre Vergehen aus dem ›Dritten Reich‹ gestanden hätten. Diesem sei die Rolle des »Beichtvaters« jedoch »nicht besonders sympathisch« gewesen, vgl. Dietze: Leben (Anm. 11), S. 429.

72 So umschrieb der erste Göttinger Nachkriegsrektor Smend 1946 den Nationalsozialismus gegenüber James Franck. Vgl. Thieler, Franck, S. 251 in diesem Band.

nalsozialistischen Vernichtungspolitik gegenüber den europäischen Juden. So lehnte Albert Einstein eine von James Franck in den USA geplante Hilfsaktion für die deutsche Zivilbevölkerung mit deutlichen Worten ab, und auch Max Born schloss Kontakte zunächst für sich aus.⁷³

Die von Hermann Lübbe erzählte Erfolgsgeschichte vom »heilsamen« und für den Aufbau der jungen Demokratie sogar systemrelevanten Schweigen, die Axel Schildt schon vor einigen Jahren als »intelligente Apologie« für die »weltanschaulichen Komfortbedürfnisse« derjenigen entlarvt hat, »die von den Versäumnissen der Vergangenheit nichts mehr hören wollen«,⁷⁴ lässt sich aber auch für die späteren Jahre kaum aufrechterhalten, wenn man die für diesen Band ausgewerteten privaten Korrespondenzen der Emigranten sowie deren eigene vergangenheitspolitische Interventionen ernstnimmt. Stattdessen werden die Kosten des beredten Schweigens sichtbar, die in aller Regel nicht von den »selbstentnazifizierten« Ordinarien zu entrichten waren, sondern von denen, die den vor Ort hegemonialen Interpretationskartellen nicht angehörten. Die Tatsache, dass sich die Belasteten keineswegs vornehm zurückhielten und den anderen die entscheidenden Ämter überließen, wie Lübbe suggeriert, ist in Göttingen auch an der Personalpolitik anderer Fakultäten nachzuvollziehen, wie es Eva Schumann besonders eindrücklich für die Staats- und Rechtswissenschaften herausgearbeitet hat.⁷⁵

Die Perspektive der Emigranten ist auch deshalb erhellend, da sie als ehemalige *Insider* des deutschen Wissenschaftsbetriebs und ausgestattet mit dem »Schmerz als Auge des Geistes« (Plessner) die Funktionsmechanismen des vergangenheitspolitischen Diskurses durchschauten – und gleichzeitig an den Zurückweisungen litten, die dieser oft nur notdürftig verbrämt weiterhin enthielt. Wie seine privaten Briefe belegen, konnte sich etwa Kurt Hohenemser sehr viel besser in die ehemaligen Kollegen einfühlen als umgekehrt.⁷⁶ Auch der in die USA emigrierte Biochemiker Carl Neuberg, seit 1921 korrespondierendes Mitglied der Göttinger Akademie der Wissenschaften, beklagte gegenüber seinem Freund Windaus zu Recht die »Lippenbekenntnisse« der deutschen Seite, welche ihm trotz kollegialer Rhetorik das ersehnte Rückkehrangebot auf Dauer verweigerte.⁷⁷ *Ihre* Strategien der Selbstbehauptung mussten sich mithin

73 Vgl. Renken: Born, und Thiel: Schramm, in diesem Band.

74 Axel Schildt: Zur Durchsetzung einer Apologie. Hermann Lübkes Vortrag zum 50. Jahrestag des 30. Januar 1933, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 10, 2013, S. 148–152; hier: S. 148 f.

75 Schumann (Anm. 43), hier bes. 107–120; ebenso: Dietze: Leben (Anm. 11), die darauf hinweist, dass der Remigrant Plessner »erst in letzter Minute« nach dem erheblich belasteten Werner Weber zum Rektor der Georgia Augusta gewählt wurde, S. 440.

76 Vgl. Rammer: Nazifizierung und Entnazifizierung (Anm. 14), S. 565.

77 Vgl. Schauz: Windaus, S. 349 in diesem Band.

zwangsläufig in der Hauptsache auf die *neue* Heimat richten. Auch Hohenemser kehrte Deutschland im Jahre 1947 schließlich den Rücken, nachdem seine Hoffnungen auf einen beruflichen Neuanfang in Göttingen endgültig enttäuscht worden waren.⁷⁸

Wie gesehen, stellte sich am Historischen Seminar die Frage der Reintegration verfolgter Institutsangehöriger zwar nicht direkt; Darmstädter und Hessel waren bereits 1934 bzw. 1939 verstorben. Dennoch waren selbstverständlich auch die prominenten Göttinger Historiker in diesen Jahren mit dem Problem konfrontiert, wie der Umgang mit den in die Emigration gezwungenen Kollegen, Bekannten und Freunden aus der Vorkriegszeit gestaltet werden sollte. Percy Ernst Schramm war es während des ihm von der britischen Militärregierung aufgezwungenen Moratoriums zwar gelungen, an seine Beziehungen zu Kollegen wie Hans Rothfels und Ernst Kantorowicz anzuknüpfen. Aber seine selbstgerechten Versuche, den Mitte der 1930er Jahre abgebrochenen Kontakt zu den deutsch-jüdischen Kunsthistorikern des nunmehr in London angesiedelten Warburg Institutes zu erneuern, die den jungen Mediävisten seit seinen Hamburger Studienjahren intensiv gefördert und intellektuell geprägt hatten, scheiterten an seiner Unfähigkeit, die richtigen Worte zur eigenen Rolle im ›Dritten Reich‹ zu finden.⁷⁹ »Ich kann nicht einfach in persönlicher Korrespondenz fortfahren, als ob die Jahre seit 1933 nicht existierten, ohne mich mit Ihnen darüber auseinanderzusetzen«, schrieb ihm Fritz Saxl Anfang 1947 aus London, nachdem er zwei Briefe aus Göttingen erhalten hatte, in denen Schramm den Nationalsozialismus mit keiner Silbe erwähnte.⁸⁰ In einer gut zehn Jahre später verfassten Würdigung von Saxls Werk in den ›Göttingischen Gelehrten Anzeigen‹ schob Schramm die Verantwortung für den Bruch gleichwohl dem früh verstorbenen ehemaligen Freund zu, der sich im Exil angeblich der deutschen Kultur entfremdet habe. Ursächlich für den Verlust sei allerdings letztlich, so Schramm, das ›Dritte Reich‹, das sich, »Unzählige entwurzelnd, wie ein Hurrikan auswirkte.«⁸¹

Bei dieser Flucht in die »politische Meteorologie« handelte es sich um eine verbreitete rhetorische Strategie, mit der in diesen Jahren konkrete Handlungszusammenhänge verschleiert, persönliche Verantwortlichkeiten getilgt und

78 Zehn Jahre später bekam Hohenemser in St. Louis eine Professur. Dank eines entsprechenden Gutachtens von Max Born erhielt er ab 1958 auch aus Deutschland Wiedergutmachungszahlungen in Form eines Ruhegehalts eines ordentlichen Professors, vgl. Rammer: Nazifizierung und Entnazifizierung (Anm. 14), S. 561.

79 Vgl. dazu Joist Grolle: Die Geschichte einer zerbrochenen Freundschaft, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 76, 1990, S. 145-167, sowie Thiel: Schramm, in diesem Band.

80 Zit. nach Grolle (Anm. 79), S. 166.

81 Zit. ebd., S. 148.

unabweisbare Kausalitäten diskursiv aufgelöst wurden.⁸² Dem Vorwurf der Unversöhnlichkeit setzte sich auch die Witwe Erwin Panofskys aus, als sie sich – überzeugt, im Sinne ihres verstorbenen Mannes zu handeln – einen Nachruf aus der Feder Schramms lieber gleich verbat. Ihr Mann, so schrieb Gerda Panofsky 1968 voller Bitterkeit an den Göttinger Mediävisten, habe »nach seiner Emigration im Jahre 1934 niemals verstehen können, daß Sie der Historiker von Hitlers Kriegführung wurden«.⁸³

Verglichen damit scheinen sich – nach heutigem Kenntnisstand – Hermann Heimpels Beziehungen zu beruflich weiterhin erfolgreichen Emigranten insgesamt positiver entwickelt zu haben. Nicht nur freundete sich das Ehepaar Elisabeth und Hermann Heimpel mit Max und Hedwig Born an, die seit 1954 in der weiteren Umgebung Göttingens wohnhaft waren.⁸⁴ Mit dem in die USA emigrierten Neuzeithistoriker Dietrich Gerhard kam es unter dem Dach des MPI für Geschichte seit 1961 zu einer langjährigen, allem Anschein nach konstruktiv verlaufenen Arbeitsbeziehung, innerhalb derer Gerhards »Stellung als NS-Opfer« am Institut »unübersehbar« war.⁸⁵ Die demonstrative Rehabilitierung eines Remigranten an »seinem« Institut dürfte Heimpels öffentlich bekundeter Reue wiederum zusätzliche Glaubwürdigkeit verliehen haben. Gegenüber dem Soziologen Plessner soll Heimpel dagegen »immer eine gewisse Verlegenheit gezeigt haben«; laut Monika Plessner blieb das Verhältnis der beiden »von Kühle und Distanz geprägt«.⁸⁶

Wie in der Forschung bisher nur ungenügend zur Kenntnis genommen worden ist, wurden sowohl Schramms als auch Heimpels vergangenheitspolitische Interventionen früh von entsprechenden Aktivitäten ihrer Ehefrauen begleitet, denen im biedermeierlichen Göttingen der Adenauerzeit allein schon als Professorengattinnen eine hohe Sichtbarkeit zukam. Dabei lebten und handelten Ehrengard Schramm und Elisabeth Heimpel als höchst eigen-

82 Vgl. Schürings »Typologie apologetischer Redeweisen« (Anm. 46), S. 268–291; hier: S. 288.

83 Zit. nach: Thieler: Schramm, S. 95 in diesem Band.

84 Vgl. Renken: Born, in diesem Band.

85 Gerhard verbrachte jeweils sechs Monate des Jahres an seiner Heimatuniversität in St. Louis und sechs in Göttingen, vgl. Peter Schöttler: Das Max-Planck-Institut für Geschichte im historischen Kontext. Die Ära Heimpel, Preprint des Forschungsprogramms *Geschichte der Max-Planck-Gesellschaft*, URL: <http://gmpg.mpiwg-berlin.mpg.de/en/publications> (zuletzt aufgerufen am 10.08.2020), S. 40. Bemerkenswerterweise werden weder Gerhard noch das Ehepaar Born noch andere ehemals Verfolgte, die nach 1945 seinen Lebensweg kreuzten, in den Reminiszenzen an diese Zeit erwähnt, die Heimpel in hohem Alter verfasste, vgl. ders.: *Aspekte. Alte und neue Texte*, hg. von Sabine Krüger, Göttingen 1995. Diesen Hinweis verdanke ich Frank Rexroth.

86 Dietze: *Leben* (Anm. 11), S. 400. Auch Plessners jüdischstämmiger Assistent Dietrich Goldschmidt äußerte sich in der Rückschau außerordentlich kritisch über die Begegnungen mit Heimpel, vgl. Dietrich Goldschmidt: Als Redakteur bei der »Göttinger Universitätszeitung«. *Erinnerungen 1945 bis 1949*, in: *Das Argument* 37, 1997, S. 207–222; hier S. 220.

ständige Personen, bis hin zu politischem Engagement. Beide waren zunächst in die lokale FDP eingetreten, die sie gemeinsam im Zuge der – von ihren Männern maßgeblich mitgetragenen – Proteste der Georgia Augusta gegen die Ernennung des rechtsradikalen Göttinger Verlegers und FDP-Mitglieds Leonhard Schlüter zum niedersächsischen Kultusminister im Jahre 1955 zugunsten der SPD verließen.⁸⁷ Schramm, die für ihre Partei zwischen 1959 und 1967 als eine der wenigen Frauen sogar im Niedersächsischen Landtag saß, engagierte sich in der Folge mit hohem persönlichen Einsatz und einigem Erfolg für die Wiedergutmachung deutscher Kriegsverbrechen in Griechenland, während die Pädagogin Elisabeth Heimpel unter anderem in der von ihr mitherausgegebenen Monatsschrift ›Die Sammlung‹ für die Rezeption sowjetischer und polnischer Pädagogen warb und 1958 eine »Erklärung der Frauen gegen die Atomwaffen« initiierte, die schließlich 20.000 Unterzeichnerinnen fand.⁸⁸

Es ist auf dem derzeitigen Stand der Forschung zu früh, gesicherte Aussagen darüber zu treffen, in welchem Ausmaß auch die Selbstbehauptungsstrategien der Männer von dem Ruf profitierten, den sich ihre Frauen als politische Intellektuelle erwarben, bzw. welches Verhältnis überhaupt zwischen den Aktivitäten dieser Frauen und ihrer Männer bestand. Anne Christine Nagel geht immerhin davon aus, dass Heimpels um 1958 virulente Träume, seinem Freund und Gönner Theodor Heuss im Amt des Bundespräsidenten nachzufolgen, auch »durch diese Form weiblicher Selbständigkeit« seiner Frau befördert worden seien, da diese das dem Paar eigene Selbstverständnis eines »modernen, den gesellschaftlichen Zukunftsaufgaben aufgeschlossen und verantwortlich gegenüberstehenden Bürgertums« zusätzlich unterstrichen habe.⁸⁹ Dass Percy Ernst Schramm die verwandtschaftliche Nähe zu seiner Schwägerin, der im September 1944 hingerichteten Widerstandskämpferin Elisabeth von Thadden, schon gegenüber den Alliierten in vergangenheitspolitischem Sinne genutzt hat, ist bereits länger bekannt; auf die späteren Erfolge Ehrengards scheint er zumindest vordergründig eher eifersüchtig gewesen zu sein.⁹⁰ Noch 1968 bekräftigte er gegenüber Gerda Panofsky, seine Frau nach der Ermordung ihrer älteren Schwester Elisabeth von Thadden nur dank

87 Zur Schlüter-Affäre vgl. Schael (Anm. 67), S. 61–70.

88 Helga-Maria Kühn: Ehrengard Schramm geb. von Thadden (1900–1985), in: Traudel Weber-Reich, »Des Kennenlernens werth«. Bedeutende Frauen Göttingens, 4. durchges. Aufl., Göttingen 2002, S. 289–302; Traudel Weber-Reich, Elisabeth Heimpel geb. Michel (1902–1972), in: ebd., S. 303–319; zur Unterschriftenaktion S. 314 f.; vgl. Thieler: Schramm, in diesem Band.

89 Nagel (Anm. 66), S. 198. Zur Perspektivierung des Paars vgl. auch die bestürzende autobiographische Erzählung des Sohns Christian Heimpel, Bericht über einen Dieb, Göttingen 2008.

90 Vgl. Kühn: Ehrengard Schramm (Anm. 88), S. 297. Immerhin bekundete er 1963, nachdem seine Frau zum zweiten Mal mit großem Vorsprung das Direktmandat errungen

seiner Wehrmachtsuniform vor dem Zugriff des Regimes habe schützen können.⁹¹ Obwohl Ehrengard Schramm tatsächlich im Sinne des nationalsozialistischen Sippenhaft-Prinzips von Sanktionen bedroht gewesen war, tendierte sie selbst nicht dazu, den Unterschied zwischen sich selbst und den Verfolgten zu verwischen, indem sie sich in eine imaginäre Opfergemeinschaft mit diesen begab. »Sollen wir vielleicht verschweigen oder ableugnen, daß wir Millionen Juden ermordet haben, nur weil es die Kommunisten auch sagen?«, schrieb sie etwa 1962 – auf dem Höhepunkt des Kalten Krieges – an ihren Vater. Ihr eigenes Engagement in der SPD empfand sie als ihre »Form, Buße zu tun«.⁹² Bereits in einem Brief an Ernst Kantorowicz aus dem Jahre 1949 hatte sie die Worte gefunden, die ihr Mann selbst nicht auszusprechen in der Lage war: »In endlosen Diskussionen seit 1938 sind wir uns beide der Schuld bewußt geworden, die wir in steigendem Maße auf uns luden, weil wir nicht laut protestierten, denn der Protest bedeutete den Tod.« Aus dem Mund einer Frau, deren Schwester fünf Jahre zuvor als Widerstandskämpferin enthauptet worden war, klang das zweifellos nicht wie die übliche Schutzbehauptung, zumal sich Ehrengard Schramm offenbar lange mit der Frage quälte, ob sie mehr habe tun können, um die Vollstreckung des Urteils gegen ihre Schwester zu verhindern. »Wir wollen uns nicht besser machen, als wir sind«, versicherte sie Kantorowicz, wobei sie ihren Mann allerdings womöglich voreilig miteinschloss.⁹³

In jedem Falle scheint Percy Ernst Schramm die unangenehme Aufgabe, den verfolgten Freunden zu erläutern, »wie es uns gegangen ist«, gern den Frauen seiner Familie überlassen zu haben – im Falle Saxls seiner Schwester.⁹⁴ Ob er sich tatsächlich – sei es nun 1938 oder 1945 – seiner »Schuld bewußt« gewesen oder geworden ist, wie Ehrengard behauptete, muss offenbleiben. Was diese selbst anging, so saß sie zweifellos mit dem Vater ihrer drei Söhne, wie es Helga-Maria Kühn formulierte, »trotz unterschiedlicher politischer und moralischer Haltung in einem Boot«, wovon beide auf ihre Art und Weise – auch – profitierten.⁹⁵ Die geborene von Thadden dürfte die Grenzen dessen, was sich für eine Göttinger »Professorengattin« der 1950er und 1960er Jahre schickte, für sich selbst erheblich erweitert haben, ohne sie vollends zu sprengen. Ihr Sohn Gottfried Schramm charakterisierte seine Eltern als »befreundete Großmächte,

hatte, »diesmal« die SPD gewählt zu haben, vgl. Klaus Wettig: Spurensuche und Fundstücke. Göttinger Geschichten, Göttingen 2007, S. 137.

91 Vgl. Thieler: Schramm, S. 96 in diesem Band.

92 Zit. nach Kühn: Ehrengard Schramm (Anm. 88), S. 300.

93 Zit. ebd., S. 298.

94 Zit. nach: Thieler: Schramm, S. 75 in diesem Band.

95 Kühn: Ehrengard Schramm (Anm. 88), S. 298. Zu Percy Ernst Schramm und Kantorowicz vgl. auch Robert E. Lerner, Ernst Kantorowicz. Eine Biographie, Stuttgart 2020, S. 288–292.

die sich gegenseitig schätzten und die an ihrer zunehmenden Entfremdung die Umwelt nicht teilnehmen ließen«.96

Schon einige Jahre vor der erinnerungskulturellen Zäsur, für die die Chiffre ›1968‹ steht, hatte sich an der Göttinger Universität ein erster, interessanterweise streng wissenschaftlich vorgetragener Angriff auf die von Schramm und seinen Kollegen gezogenen Grenzen des (Un-)Sagbaren ereignet. Dieser Tabubruch von 1965 markiert das Ende des Untersuchungszeitraums des vorliegenden Bandes. Nicht zufällig ging die Initiative von den Schülern des Remigranten Plessner aus, die auf den Seiten der Studentenzeitschrift ›politik‹ »die bisherige Methode, die Vergangenheit der Universität zu bewältigen«, für »unzureichend« erklärten, wie es in Heimpel'scher Terminologie hieß. »Eine Diskussion über die Situation der Universitäten im Dritten Reich [...] hat es in den zwanzig Jahren, die seitdem vergangen sind, nie gegeben«, kritisierte der junge Soziologe Hans Peter Dreitzel.⁹⁷ Nicht eine »Summierung individueller Schwäche« betrachteten die Redakteure dabei als ursächlich für das Verhalten der Hochschulen im Nationalsozialismus, sondern die »Tradition der Universität« selbst.⁹⁸

Die Beiträge des Heftes leisteten nicht nur hinsichtlich dieses strukturellen Zugriffs, der bereits auf die systemische Verflechtung von Wissenschaft und Politik im ›Dritten Reich‹ verwies, Pionierarbeit. Auch mit der Würdigung der nach 1933 in Göttingen entlassenen und verfolgten Hochschullehrer, die die Verantwortlichen schon allein dadurch vornahmen, dass sie die Namen der Opfer ermittelten und im Heft abdruckten, waren sie ihrer Zeit erheblich voraus.⁹⁹ Sie durchbrachen damit erstmals das Erinnerungsverbot der Belasteten, deren »Verhältnis zur eigenen Vergangenheit«, wie es Deitzel ebenso scharfsinnig wie couragiert formulierte, auf ihrer Sorge vor einer »Überprüfung des Status in der Gesellschaft und in der akademischen Hierarchie« gründete.¹⁰⁰

96 Zit. ebd. Nach dem Tod ihres Mannes 1970 löste Ehrengard Schramm den Professorenhaushalt in der Herzberger Landstraße auf und zog nach vorübergehendem Aufenthalt in einer kleinen Wohnung in der Ewaldstraße schließlich in ein Göttinger Wohnstift, wo sie 1985 starb, vgl. ebd. S. 297f.

97 Hans P. Dreitzel: Wissenschaft und Politik. Bemerkungen zum Verhältnis von Politik und Wissenschaft, in: politik. Göttinger Studentenzeitschrift für Niedersachsen Nr. 9, 1965, S. 4-6; hier S. 4.

98 Editorial: Georgia Augusta – Universität im Dritten Reich, ebd., S. 3.

99 Vgl. die Liste ebd., S. 24. Erst seit April 1989 finden sich diese Namen auch auf einer Gedenktafel in der Göttinger Aula am Wilhelmsplatz. Seit November 2017 erinnert eine Tafel an der Außenwand des Gebäudes namentlich an sämtliche 95 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aller akademischen Grade, die nach 1933 in Göttingen verfolgt – und zum Teil – entlassen wurden. URL: <http://www.ns-zeit.uni-goettingen.de/gedenken-an-verfolgte-wissenschaftlerinnen-und-wissenschaftler-an-der-aula-am-wilhelmsplatz/> (zuletzt aufgerufen am 10.08.2020).

100 Ebd., S. 5.

Einmal mehr allerdings reagierten die Mandarine, von denen sich immerhin 25 unter dem Schutz der Anonymität zu ihren Erfahrungen im Nationalsozialismus von den jungen Redakteuren hatten befragen lassen, auf diese vergangenheitspolitische Herausforderung mit Schweigen und verweigerten mehrheitlich die verlangte öffentliche Diskussion. Aber die studentischen Rufe »Nazis raus!«, die zehn Jahre zuvor während der ›Schlüter-Affäre‹ noch so vereinzelt skandiert worden waren, dass die Professoren sie rasch zum Verstummen bringen konnten,¹⁰¹ sollten in den Folgejahren immer lauter werden. Heimpels vergangenheitspolitische Maxime, dass auch der Schuldige zu handeln wagen müsse, »als wäre er ohne Schuld«, wurde in Zeiten, in denen sich die Abhängigkeitsverhältnisse innerhalb der Universität zusehends abschwächten, während parallel die singuläre Dimension der nationalsozialistischen Verbrechen immer klarer hervortrat, nicht länger unwidersprochen hingenommen.

Zu den Beiträgen dieses Bandes

Der erste Teil des hier vorgelegten Bandes konzentriert sich auf die vergangenheitspolitische Kommunikation der Historiker. *Bernd Weisbrod* eröffnet ihn mit einem Beitrag zum engen Verhältnis, das zwischen der »individuellen Produktion guten Gewissens« einzelner prominenter Vertreter des Fachs und der »lebensweltlichen Erzählgemeinschaft der akademischen Welt« nach 1945 bestand. Ausgehend vom Fall des bereits zitierten Göttinger Nachkriegsdekans Herbert Schöffler, der sich das Leben nahm, nachdem er 1946 in einer Rede »zur Lage« die Grenzen des zum Ausmaß der NS-Kontaminierung der Hochschullehrerschaft Sagbaren ebenso unfreiwillig wie massiv verletzt hatte, untersucht Weisbrod, auf welchen Mechanismen die kollektive »Verweigerung der akademischen (Bring-)Schuld« in diesen Jahren beruhte. Da die zentrale Leerstelle der sich etablierenden vergangenheitspolitischen Unschuldsdiskurse die Opfer waren und blieben, sollte – so sein Plädoyer – das beredte Schweigen über die persönlichen Verfehlungen, das zur Bedingung des akademischen Erfolgs wurde, in der Forschung problematisiert statt lediglich »achselszuckend zur Kenntnis genommen werden«. Nur um den Preis der Ausblendung der eigenen Schuld im Schweigen habe für die Belasteten – hier Werner Conze und Theodor Schieder – die »biographische Illusion« der eigenen Identität gerettet und der wissenschaftliche Wiederaufstieg ermöglicht werden können.

Der folgende Beitrag von *Kerstin Thieler* untersucht nicht nur Percy Ernst Schramms eigene Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, sondern auch diejenige seiner Frau Ehrengard. Für beide waren wie bereits angedeutet

101 Vgl. Obenaus (Anm. 19), S. 335.

seit den frühen 1950er Jahren ungewöhnlich umfangreiche vergangenheitspolitische Aktivitäten charakteristisch, die sie selbst als »Aufklärung« verstanden, die als solche aber stets lückenhaft und tendenziös blieben. Kann Ehrengard Schramms Engagement für griechische Kriegswaisen dennoch als im Rahmen der damaligen Sagbarkeitsregeln über die Kriegführung der Wehrmacht als bemerkenswert fortschrittlich gelten – zumal sie sich damit klar von den Vorgaben des eigenen Mannes emanzipierte –, blieben Percys nur bedingt als wissenschaftlich zu klassifizierende zeithistorische Arbeiten ganz dem Projekt der eigenen Rehabilitation verhaftet. Letztlich versuchte er vor allem, die persönliche Kränkung seiner temporären Entlassung durch die Briten zu kompensieren, wobei er sich die eigene Schuld zweifellos selbst erfolgreich aus- und das gute Gewissen eingeredet hatte. Sein demonstratives vergangenheitspolitisches Engagement in Kombination mit dem Beschweigen der dunklen Flecken der eigenen Biographie sollte ihn im Ergebnis allerdings angreifbarer machen als manch anderen Kollegen, als Mitte der 1960er Jahre eine breitere öffentliche Beschäftigung mit der NS-Zeit einsetzte.

Eva-Lotte Kalz zeigt im Anschluss, wie die politische und wissenschaftliche Biographie Walther Hubatschs – als Historiker und als Zeitzeuge – seine Lokalgeschichtsschreibung zum Kriegsende prägte. Als ehemaliger Mitarbeiter Schramms bei der Erstellung des Kriegstagebuchs des OKW arbeitete er wie dieser nach 1945 weiter an der Militärgeschichte des Zweiten Weltkriegs und damit auch an seiner eigenen Geschichte. Ganz wie Schramm leitete auch er seine Autorität nicht nur aus seiner Quellenkenntnis, sondern gerade aus seiner persönlichen Nähe zum Geschehen ab. 1955/56 wurde Hubatsch zur prägenden Figur im vom Stadtrat eingesetzten »Ausschuss zur Klärung der Vorgänge bei der Kapitulation Göttingens im April 1945«, für den er – nun schon als Ordinarius in Bonn – auch den 1961 im »Göttinger Jahrbuch« publizierten Abschlussbericht verfasste. Sein Aufsatz transportierte nicht nur eine vehemente Ablehnung der längst beendeten, aber nicht verwundenen Entnazifizierungs-, Bestrafungs- und Konfrontationspolitik der Alliierten. Er diente in der Stadt auch jahrzehntelang als Referenztext, um das Kriegsende vor Ort als Lehrstück vernünftigen, mutigen und menschlichen Handelns deutscher Verantwortungsträger aus Wehrmacht, Universität und Stadt zu erzählen, die Göttingen gemeinsam vor fanatischen NSDAP-Funktionären »gerettet« und damit vor der Zerstörung durch die Alliierten bewahrt hätten. Wie Kalz deutlich macht, hatte Hubatsch seinen Text dabei nur vorgeblich aus der Position des »objektiven« Historikers verfasst: In Wirklichkeit war hier der ehemalige Angehörige des Offizierskorps am Werk, der seinen vergangenheitspolitischen Positionsbestimmungen den Anstrich streng geschichtswissenschaftlich erarbeiteter Befunde gab.

Die Etablierung des »Historischen Colloquiums« (HC) als wissenschaftlich-politischem Gesprächskreis durch Hermann Heimpel und eine Gruppe seiner Studenten war Teil eines auch in anderen Universitätsstädten zu verzeichnenden Gründungsbooms intellektueller Zirkel, die unter den Bedingungen alliierter Besatzung Einfluss auf die Zukunft Deutschlands und seiner Hochschulen nehmen wollten. *Jan Renken* untersucht diesen Kreis erstmals mit Blick auf die vergangenheitspolitischen Implikationen der von ihm entwickelten Narrative. Spätestens mit der Einrichtung eines koedukativen Wohn- und Seminarhauses unter studentischer Selbstverwaltung im Jahr 1952 und der öffentlichen Werbung für die »Wohnheimbewegung« als Teil einer zukünftigen Hochschulreform stand das HC in Göttingen für einen öffentlich vollzogenen Bruch mit der nationalsozialistischen Vergangenheit zugunsten einer Selbstmobilisierung für die Demokratie. Dies schlug sich unter anderem auch in der demonstrativen Abgrenzung von den in Göttingen traditionell starken studentischen Korporationen – bei stillschweigender Übernahme so mancher in den Verbindungen üblichen Sozialisationsformen und -funktionen – und in der Partizipation am vergangenheitspolitischen Protest gegen Schlüter nieder. Renken arbeitet heraus, dass der Arbeitskreis, dem bemerkenswert zahlreiche später im Fach sehr erfolgreiche Nachwuchshistoriker angehörten, nicht zuletzt symbolisches Kapital für die Selbstentnazifizierung der beteiligten Professoren generierte – allen voran für Hermann Heimpel selbst. Diesem ging es mit dem Engagement in »seinem« HC im Übrigen stets auch darum, Forderungen nach radikaleren, die Ordinarienuniversität gefährdenden Hochschulreformen möglichst weitgehend zu diskreditieren.

Der zweite, den Naturwissenschaften – und dabei in erster Linie dem Fach Physik – gewidmete Teil des Bandes wird durch Aufsätze von Kerstin Thieker zu James Franck und Jan Renken zu Max und Hedwig Born eingeleitet. Anders als im Falle weniger arrivierter Wissenschaftler, deren Wiederauftauchen nach dem Krieg Betroffenheit wie bei der »Rückkehr eines Gespenstes« oder sogar – wie im Falle Hohenemssers – Panik und spontane Abwehrreflexe auslöste,¹⁰² war die Universität im Falle der beiden weltberühmten, eng befreundeten Physiker, die Göttingen in den 1920er Jahren gemeinsam an die Spitze ihres Fachs geführt hatten, an einer Wiederannäherung brennend interessiert, um die eigene Reputation möglichst rasch in alte Höhen zu führen.

102 So erinnerte sich der Göttinger Theologe Wolfgang Trillhaas: Aufgehobene Vergangenheit. Aus meinem Leben, Göttingen 1976, S. 178, vgl. auch Renken, Born, in diesem Band. Das ehemalige SS-Mitglied Maximilian Schuler, der 1934 dank seiner guten Verbindungen zur Partei zum Direktor des Instituts für Angewandte Mechanik aufgestiegen war, notierte am 22. Juni 1945 in sein Tagebuch: »Besuch von *Hohenemser*, der mich aus dem Institut werfen will und mein Nachfolger werden will!«, zit. nach: Rammer: Nazifizierung und Entnazifizierung (Anm. 14), S. 520 (Hervorh. im Orig.).

Kerstin Thiel erinnert in ihrem Beitrag jedoch zunächst an den April 1933, als Franck, der als Frontkämpfer des Ersten Weltkriegs vom ›Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums‹ zunächst noch nicht betroffen war, aus Protest gegen die antisemitisch begründeten Entlassungen sein Professorenamt aufgab. Sein Nachlass enthält zwar Dutzende Briefe des Bedauerns und der tiefen Wertschätzung – darunter auch einen von Schramm, der auf einer USA-Reise gleichzeitig um Verständnis für die antisemitischen Maßnahmen der neuen Reichsregierung warb! –, dokumentiert insgesamt aber eher den Mangel an offener Unterstützung durch die deutschen Kollegen. Thiel geht der Frage nach, wie diese Illoyalität gegenüber einem Wissenschaftler, dessen eigene moralische Integrität sich auch in den USA in Form des unermüdlichen Einsatzes für andere Verfolgte sowie des Engagements gegen den Einsatz der Atombombe im Pazifikkrieg erneut gezeigt hatte, nach 1945 semantisch überbrückt wurde – unter anderem beim Werben der Akademie der Wissenschaften um einen Wiederbeitritt Francks sowie der Verleihung der Ehrenbürgerwürde an Franck und Born anlässlich der Feierlichkeiten zum 1000jährigen Bestehen der Stadt im Jahre 1953. Franck, der seine Erwartungen gegenüber der Einsichtsfähigkeit der Deutschen längst massiv heruntergeschraubt hatte – »sie können es nicht und da hilft kein Zureden« –, widmete die Ehrung demonstrativ dem »Andenken der Millionen Menschen, die dem Rassenwahn des Nationalsozialismus zum Opfer gefallen sind.« Trotz aller persönlichen Enttäuschungen war Franck nicht wenigen Göttinger Kollegen auch nach 1933 und noch einmal nach 1945 verbunden geblieben; dass er 81jährig bei einem Besuch 1964 dort starb, war vor diesem Hintergrund zweifellos »an odd turn of fate«, wie es seine Freundin Lise Meitner formulierte.

Thielers Beitrag wirft außerdem ein Schlaglicht auf die besonders prekäre Lage von Frauen im NS-Wissenschafts-System: Francks Assistentin und spätere Ehefrau Hertha Sponer, die sich in Göttingen 1925 habilitierte und 1932 zur außerordentlichen Professorin ernannt worden war, verlor auf Betreiben Richard W. Pohls nach Francks Emigration ebenfalls ihre Lehrbefugnis und musste emigrieren. War Pohl schon in den 1930er Jahren »dagegen« gewesen, »daß Frauen in akademische Laufbahnen eintreten«, kommentierte er nach 1945 die Möglichkeit einer Rückkehr Sponers – inzwischen Professorin in Durham – knapp mit »kommt nicht in Frage«.¹⁰³

103 Ulf Rosenow: Die Göttinger Physik unter dem Nationalsozialismus, in: Becker, Dahms und Wegeler, Universität (Anm. 15), S. 552–588; hier S. 561; Zit. nach: Rammer: Nazifizierung und Entnazifizierung (Anm. 14), S. 112. Hertha Sponer kehrte 1966 nach ihrer Emeritierung im Alter von 70 Jahren nach Deutschland zurück und verbachte ihren Lebensabend bei Verwandten in Celle. Sie starb 1968, vgl. Marie-Ann Maushart: ›Um mich nicht zu vergessen‹: Hertha Sponer – ein Frauenleben für die Physik im 20. Jahrhundert, Bassum 1997, S. 148–150.